

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Gevattersmann

1846

[urn:nbn:de:bsz:31-337152](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337152)

OZA

984

2

1846

en
st
ie
en
ie
is
3
a

8
st
8
7
e

1
e
3
7
1
1





1846

02A 984, 2.1846

Im 3.

Thut

I.

Woche
tage.

Donn.
reit.
Samst.

1.

Sonnt.
Mont.
Dienst.
Mittw.
Donn.
reit.
Samst.

2.

Sonnt.
Mont.
Dienst.
Mittw.
Donn.
reit.
Samst.

3.

Sonnt.
Mont.
Dienst.
Mittw.
Donn.
reit.
Samst.

4.

Sonnt.
Mont.
Dienst.
Mittw.
Donn.
reit.
Samst.

Im Januar viel Regen,
wenig Schnee,
Ehnt Bergen, Thälern u.
Bäumen weh.



St. Paulus war, bring
gutes Jahr,
Hat er Wind, regnet's
geschwind.

I.	Evangelisch.	Katholisch.	C Lauf.	Jahreszeiten, Mondwechsel Finsternisse, Tageslänge und Bauernregeln.
Wochentage.	Jänner oder Wintermonat.			
Donn.	1 Neujahr	Neujahr		C wird beim ersten Stern des A gesehen den 20. Jänner
Freit.	2 Abel	Maccarius		Ist der Anfang und das Ende schön, so ist ein gutes Jahr zu hoffen.
Samst.	3 Isaaß	Genoseva		Januar warm, daß Gott erbarm!
1. Sonnt.	Röm. 1, 16–21. 4 1. S. n. Neuj.	Matth. 2.		Um 3 Uhr 1 Min. Nachm.
Mont.	5 Simon	Telesphorus		Tageslänge 8 St. 16 Min.
Dienst.	6 Ersch. Christi	Heil. 3 Könige		Tausen im Januar die Mucken, Muß der Bauer nach dem Futter gucken.
Mittw.	7 Isidor	Lucianus		Nebel im Januar macht ein naß Frühjahr.
Donn.	8 Severin	Ehrhard B.		
Freit.	9 Marzellin	Julianus		
Samst.	10 Samson	Pauli Eins.		
2. Sonnt.	Röm. 12, 1–5. 11 2. S. n. Neuj.	Luc. 2. 1 Epiphan.		Theodosius, Hyginus.
Mont.	12 Reinhold	Asarius		Um 2 Uhr 38 Min. Nachm.
Dienst.	13 Leontius	Hilarius		Tageslänge 8 St. 28 Min.
Mittw.	14 Felix	Pet. Urseol.		Fabian Sebastian Läßt den Saft in die Bäume gahn.
Donn.	15 Johann Col.	Maurus		Wenn der Januar viel Regen bringt, Werden die Gottes-Aker gedrängt.
Freit.	16 Marcellus	Marzellus		Prisca.
Samst.	17 Anton	Anton		C 4 Uhr 28 Min. Nachm.
3. Sonnt.	Röm. 12, 6–16. 18 3. S. n. Neuj.	Matth. 20. 2. Epiphan.		Vincenz Sonnenschein Güßt die Fässer mit Wein,
Mont.	19 Martha	Sara		Wächst die Frucht im Januar, so wird sie gemeinlich theuer.
Dienst.	20 Fabian, Seb.	Fabian, Sebast.		Pauli Bekehrung.
Mittw.	21 Agnes	Agnes		9 Uhr 59 Min. Morg.
Donn.	22 Vincenz	Vincenz		Tageslänge 8 St. 44 Min.
Freit.	23 Charitas	Bermähl. Mar.		Sankt Paulus schön mit Sonnenschein, Bringt Fruchtbarkeit dem Korn und Wein.
Samst.	24 Thimotheus	Thimotheus		
4. Sonnt.	Röm. 12, 17–21. 25 4. S. n. Neuj.	Luc. 8. 3. Epiphan.		
Mont.	26 Polycarpus	Polycarpus		
Dienst.	27 Karolina	Joh. Chrosost.		
Mittw.	28 Karl	Karl		
Donn.	29 Konstantin	Franz Sales		
Freit.	30 Adelgunde	Martina		
Samst.	31 Virgil	Petrus Nol.		

So lange der Perche der
Lichtmeß sagt,
So lange schweigt sie nach
Lichtmeß still.



Wenn im Hornung die
Schnecken zeigen,
Müssen sie im März
schweigen.

II.	Evangelisch.	Katholisch.		Jahreszeiten, Mondwechsel Finsternisse, Tageslänge u. Bauernregeln.	III.
Wochen- tage.	Februar oder Hornung.		Lauf.		Boche- tage.
5. Sonnt.	1. Kor. 3, 11—23. 1. S. n. Neuf.	Luc. 18. 4. Epiphon. Maria Lichtmeß		Brigitta, Ignatius. O wird beim ersten Stern der gesehen den 19. Feb. 5 Uhr 47 Min. Morgens Tageslänge 9 St. 28 Min. Wenn um Fastnacht die Sonne scheint sol's Korn gut gerathen. Lichtmeß im Alee ist Oftern im Sch Lichtmeß hell und klar, gibt ein gut Blachsahr.	9. Sonnt.
Mont.	2 Mar. Reinig.	Blasius			Mont.
Dienst.	3 Blasius	Andreas Cors.			Dienst.
Mittw.	4 Veronica	Agatha			Mittw.
Donn.	5 Agatha	Dorothea			Donn.
Freit.	6 Dorothea	Romuald			Freit.
Samst.	7 Richard				Samst.
6. Sonn.	Kol. 3, 12—17. 8. Septuages.	Matth. 20. Septuagesimä		Salomon, Johann d. M. Tageslänge 9 St. 44 Min. um 9 Uhr 48 Min. Morgens Sanct Dorothee gibt den meisten Sch Giebt's in der Fastnacht viele Stern Legen die Hennen gern.	10. Sonn.
Mont.	9 Ansbart	Apollonia			Mont.
Dienst.	10 Scholastica	Scholastica			Dienst.
Mittw.	11 Euphrosine	Euphrosine			Mittw.
Donn.	12 Susanne	Eulalia			Donn.
Freit.	13 Benignus	Jordan			Freit.
Samst.	14 Valentin	Valentin			Samst.
7. Sonn.	1. Joh. 3, 1—6. 15. Sexagesimä	Luc. 8. Sexagesimä		Faustinus. Petri Stuhlfeier kalt, Die Kält' noch länger anhalt. Wenn an Fastnacht die Sonne sch sol's Korn gut gerathen. 5 Uhr 20 Min. Morg. Tageslänge 10 St. 14 M	11. Sonn.
Mont.	16 Juliana	Juliana			Mont.
Dienst.	17 Constantin	Donat			Dienst.
Mittw.	18 Concordia	Simon B.			Mittw.
Donn.	19 Gubertus	Konrad			Donn.
Freit.	20 Pothamia	Eleutherius			Freit.
Samst.	21 Eleonore	Marimin			Samst.
8. Sonn.	1. Kor. 13, 1—13. 22. Esio mihi	Luc. 18. Esio mihi		Exodene Fasten, fruchtbares Sah Wie das Wetter am Aschermitt ist, so soll's die ganze Fasten seyn. Petri Stuhlfeier. Nach Matthei's geht kein Fuchs m über's Eis. Matthias. um 8 Uhr 8 Min. Aben Roman hell und klar bedeutet gutes Tageslänge 10 St. 52 M	12. Sonn.
Mont.	23 Josua	Gerhard			Mont.
Dienst.	24 Fastnacht	Fastnacht			Dienst.
Mittw.	25 Victor	Justus			Mittw.
Donn.	26 Nestor	Nestor			Donn.
Freit.	27 Leander	Oswald			Freit.
Samst.	28 Romanus	Seraphin			Samst.

rnung die
geigen,
n Märzen

März nicht zu trocken,
nicht zu naß,
füßt den Bauern Riß
und Fas.



Märzenregen thut den
Fruchtlich weh.
Feuchter März ist der
Bauern Schmerz.

Mondwechsel Länge u. Bochen- tage.	III.	Evangelisch.	Katholisch.	C Lauf.	Jahreszeiten, Mondwechsel, Finsternisse, Tageslänge und Bauernregeln.
		März oder Lenzmonat.			
9.	Donnt.	2. Kor. 6, 1—10. 1 Invocavit 2 Louise 3 Kunigunda 4 Hadrian 5 Friedrich, Euf. 6 Victorin 7 Perpetua	Matth. 4. Invocavit Simplicius Kunigunde Casimir Friedrich Friedolin Thomas v. Aq.		Albinus. O wird beim erst. Stern des gesehen 21. März. Frühl. Auf. O 2 Uhr 52 Min. Morg. Quatember O Aufg. den 21. um 6 Uhr. O Unterg. um 6 Uhr.
10.	Donst.	Röm. 2, 1—10. 8 Reminiscere 9 Franziska 10 Alexander 11 Sophronius 12 Gregorius 13 Euphrosine 14 Mathilde	Matth. 17. Reminiscere Kathar. B. 40 Ritt. 40 Martyrer Rosine Gregorius Ernst Mathilde		Märzenregen, dürre Ernte. Philemon, Joh. d. Gottsel. So viel Rebel im März, So viel Regen im Sommer. Tageslänge 11 St. 28 Min. Wer dünn säet, erntet dicht. O um 3 Uhr. 25 M. Morg. Der Frühsäer hat die Zeit vor sich, der Spätsäer hinter sich.
11.	Donst.	Eph. 5, 1—9. 15 Deuli 16 Heribert 17 Gertrud 18 Anselm 19 Joseph 20 Hubert 21 Benedict	Luc. 11. Deuli Henriette Gertrud Anselm Joseph Joachim Benedict		Longinus, Zacharias. Donner's im März, so bedeutet's ein fruchtbares Jahr. Märzenwinde, Aprilregen, Verheißn im Mai großen Segen, Wer über Winter zu dünn und über Sommer zu dick säet, braucht seine Scheunen nicht größer zu machen. O 2 Uhr 34 Min. Nachm. Tageslänge 12 St.
12.	Donst.	Röm. 7, 18—25. 22 Lätare 23 Otto B. 24 Gabriel 25 Mar. Verkünd. 26 Ludgertus 27 Rupert 28 Sixtus Pbst.	Joh. 6. Lätare Eberhard Simeon Mar. Verkündig. Kastulus Augusta Sixtus Pbst.		Claudius, Actavian. Wer Gerst und Roggen unterläßt, Den Haber unterleßt, Den Weizen säet in Schollen, Der hat Alles im Bollen. Märzenland ist Goldes werth. An Gregori muß der Bauer mit der Saat in's Feld. O um 6 Uhr 27 Min. Morg.
13.	Donst.	Confirmation. 29 Judica 30 Guido 31 Balbina	Joh. 8. Judica Quirinus, Guido Benjamin		Wenn Gregori grobes Wetter ist, so geht der Fuchs aus der Hölle; ist's schön, so bleibt er noch 14 Tage darin. Werden die Reben nach Mariä Ver- kündigung aufgezogen, so schadet ihnen kein Frost. Tageslänge 12 St. 40 Min.

Psalm 91, 15. * Psalm 25, 6. ** Psalm 25, 15. † Jes. 66, 10. †† Ps. 43.

Sind die Fische um
Georgi noch blind,
Freut sich Weib und
Kind.



So lange die Frösche vor
Marci schreien,
So lange müssen sie nach
Marci schweigen.

IV. Wochentage.	Evangelisch.	Katholisch.	E Laut.	Jahreszeiten, Mondwechsel Finsternisse, Tageslänge u. Bauernregeln.	V. Wochentage.
	April oder Ostermonat.				
Mittw.	1 Hugo	Theodora		☉ wird beim ersten Sterb	Freit.
Donn.	2 Theodosia	Franz v. Paula		☾ gesehen den 20. April	Samst.
Freit.	3 Ambros, Isidor	Reinhard		☾ 5 Uhr 48 M. Abends.	18.
Samst.	4 Maximus	Ambrosius		April frist der Lämmer viel. Wenn der März nicht wist, den nim der April.	Sonn
14.	Röm. 8, 31-39.	Matth. 21.		Vincenz, Vincent.	Mont
Sonnt.	5 Palmsonntag	Palmsonntag		Aprilschnee düngt, Märzschnee fr	Dienst
Mont.	6 Jrenäus	Celsus		Aprilschnee ist der Grasbrüter.	Mittw.
Dienst.	7 Celestin	7 Schm. Mariä		Aprillenregen, — großer Segen.	Donn.
Mittw.	8 Amandus	Mar. in Aeg.		Trockener April, nicht der Bauern	Freit.
Donn.	9 Gründonnerstag	Gründonnerstag		Sybillä, Mar. Cleoph.	Samst.
Freit.	10 Charfreitag	Charfreitag		Daniel, Ezechiel.	19.
Samst.	11 Julius, Leo	Leo Pbst.		☉ um 6 Uhr 31 Min. Abd.	Sonn
15.	1. Kor. 15, 1-11.			Tageslänge 13 St. 15 Mi	Mont
Sonnt.	12 Osterfest	Osterfest		Eustorgius, Julius.	Dienst
Mont.	13 2. Osterfest	Ostermontag		Egesippus.	Mittw.
Dienst.	14 Tiburtius	Valerian		Auf St. Gorgen (23. April)	Donn.
Mittw.	15 Olympius	Annastasia		Soll man die Ruhe von den Wief sorgen.	Freit.
Donn.	16 Daniel	Paternus		Tageslänge 13 St. 46 Mi	Samst.
Freit.	17 Rudolph	Rudolph		☾ 9 Uhr 0 Min. Nachts.	20.
Samst.	18 Ullmann	Eduard		Werner. Weißer Sonntag	Sonn
16.	1. Joh. 1, 1-6.	Joh. 20.		Sei der April auch noch so gut, Er schickt dem Schäfer Schnee auf gut.	Mont
Sonnt.	19 Quasimodog.	Quasimodogen.		Trockener Palmsonntag soll ein na asser ein trockenes Jahr andeuten.	Dienst
Mont.	20 Hermann	Culpitius		Tageslänge 14 Stunden.	Mittw.
Dienst.	21 Anselm	Anselm		☉ um 5 Uhr 24 Min. Abd.	Donn.
Mittw.	22 Cajus	Cajus		☉ Finsterniß um 6 Uhr	Freit.
Donn.	23 Georg	Georg		Anaclet.	Samst.
Freit.	24 Albrecht	Fidelis		Zu Sanft Gorgen geht die Wiese Heu.	19.
Samst.	25 Marcus	Marcus		Sanct Georg und Marks Dräuen oft viel Arg's.	Sonn
17.	1. Pet. 2, 21-25.	Joh. 10.		Tageslänge 14 St. 22 M	Mont
Sonnt.	26 Misericord.	Misericord.			Dienst
Mont.	27 Citha	Polycarp			Mittw.
Dienst.	28 Vital	Vitalis			Donn.
Mittw.	29 Petrus Mart.	Petrus Mart.			Freit.
Donn.	30 Quirin.	Quirin			Samst.

* Ps. 89, 2.

* Ps.

Frösche vor
schreien,
en sie nach
schweigen.

Trockener März, nasser
April, kühler Mai
Füllt Scheunen u. Keller,
bringt viel Heu.



Pantra und Urban ohne
Regen,
folgt großer Wein-
segen.

Wochens- tage.		Evangelisch.	Katholisch.	Jahreszeiten, Mondwechsel, Finsternisse, Tageslänge und Bauernregeln.
		Mai oder Blütenmonat.		
1. April	Freit.	1 Philipp u. J.	Philipp u. Jakob	☉ wird beim ersten Stern der M gesehen am 21. Mai.
2. April	Samst.	2 Sigmund	Athanasius	☾ 12 Uhr 28 Min. Nachts.
3. April	18. Sonnt.	1. Pet. 11—20.	Joh. 16.	Wenn am 1. Mai ein Reif fällt, ge- rät die Frucht wohl.
4. April	Mont.	3 Jubilate*	Jubilate	Singt die Grasmücke, ehe der Wein- stock sproßt, so verkündigt sie ein gutes Jahr.
5. April	Dienst.	4 Florian	Monika	Mai kühlt und naß, füllt Scheuer und Faß.
6. April	Mittw.	5 Angelus	Pius V. Pabst	Tageslänge 15 St. 13 Min.
7. April	Donn.	6 Dietrich	Johann v. Port.	Gordian, Anton B.
8. April	Freit.	7 Gottfried	Stanislaus, Cyriak	☉ um 6 Uhr 42 M. Morg.
9. April	Samst.	8 Medarda W.	Mich. Erscheinung	Kein Reif nach Servaz, Kein Schnee nach Bonifaz.
10. April	19. Sonnt.	9 Beatus	Hiob G.	Quatember.
11. April	Mont.	10. Cantate**	Cantate	Wenn's am Fronleichnamstag reg'nt, Wird's Fraid am Boden wenig.
12. April	Dienst.	11 Louise	Beatrice	Wenn der Regen im Mai dünn steht, wird er theuer.
13. April	Mittw.	12 Panfratius	Servatius	Torquatus, Ubalb.
14. April	Donn.	13 Emilie, Sev.	Bonifacius	☉ 2 Uhr 3. Min. Morg.
15. April	Freit.	14 Pachonius	Sophie	Tageslänge 15 St. 23 Min.
16. April	Samst.	15 Dionysia	Joh. v. Nepomuk	Prudens, Konstantin.
17. April	20. Sonnt.	16 Ubalbus	Nereus M.	Nasse Pfingsten, Fette Weinachten.
18. April	Mont.	17. Rogate***	Rogate	Johanna, Esther.
19. April	Dienst.	18 Crischna	Felix	☉ 5 Uhr 20 M. Morg.
20. April	Mittw.	19 Potentius	Petrus Cöl.	Auf Sankt Urban (Urban, 25. Mai) Ist das Getreide weder gerathen noch verdorben.
21. April	Donn.	20 Christian	Bernhard	Tageslänge 15 St. 46 Min.
22. April	Freit.	21 Christi Him.	Christi Himmelf.	Je später der Schledorn nach dem 1. Mai blüht, desto schlimmer soll's um die Korn- und Heuernte stehen.
23. April	Samst.	22 Rastus	Julia	Petronella, Crescenz.
24. April	21. Sonnt.	23 Desiderius	Desiderius	
25. April	Mont.	24. Exaudi†	Exaudi	
26. April	Dienst.	25 Urban	Urban	
27. April	Mittw.	26 Remigius	Phil. Ner.	
28. April	Donn.	27 Eutropius	Johann P.	
29. April	Freit.	28 Wilhelm	Wilhelm	
30. April	Samst.	29 Maximinus	Maximilian	
31. April	22. Sonnt.	30 Ferdinand	Ferdinand	
		1. Act. 12, 1—11.	Joh. 14.	
		31 Pfingsten	Pfingstfest	

* Ps. 66, 1. ** Ps. 69, 1. *** Matth. 7, 7. † Ps. 27, 7.

* Ps. 66, 1. ** Ps. 69, 1. *** Matth. 7, 7. + Ps. 27, 7.

Wer auf Medard' baut,
Der frucht' viel Gluck
und Kraut.



Medard bringt keinen
Frost mehr,
Der dem Weinstock ge-
fährlich wär'.

VI. Wochen- tage.	Evangelisch. Junius oder Brachmonat.	Katholisch.	C Lauf.	Jahreszeiten, Mondwechsel, Finsternisse, Tageslänge u. Bauernregeln.	VII. Wochen- tage.
Mont.	1. Kor. 2, 6—14. 1. 2. Pfingstfest	Pfingstmontag Eugen	☼	Nicodemus, Fortunat. ☼ 6 Uhr 6 Min. Morg.	Mittw.
Dienst.	2 Erasmus	Clotildis	☼	☼ wird beim ersten Ste- des ☼ gesehen am 21. Jun.	Donn.
Mittw.	3 Chlotildis	Duirinus	☼	☼ Sommer-Anf. Längst. L. 16	Freit.
Donn.	4 Eduard	Bonifacius	☼	☼ Aufg. den 21. um 4 Uhr	Samst.
Freit.	5 Benigna	Norbert	☼	☼ Unterg. um 8 Uhr.	
Samst.	6 Robert		☼	Weibert, Sebastian.	
23. Sonnt.	Röm. 11, 33—36. 7 Trinit. Fest	Matth. 28. Heil. Dreifaltigkeit	☼	☼ um 4 U. 12 Min. Abend	Mont.
Mont.	8 Medardus	Medardus	☼	Tageslänge 15 St. 54 Min.	Dienst.
Dienst.	9 Columbus	Felician	☼	Barnabas.	Mittw.
Mittw.	10 Onophrion	Margareth	☼	Vor St. Peterstag (29. Juni) Bricht den Kornen die Wurzel	Donn.
Donn.	11 Barnabas	Fronleichnam	☼	Wer verderben will und weiß nicht, Halte sich viel Federweh.	Freit.
Freit.	12 Basilides	Antonia	☼	Helisäus, Basilus.	Samst.
Samst.	13 Tobias	Anton v. Padua	☼	☼ 7 Uhr 14 Min. Abend Sankt Vit Bringt den Regen mit.	Mont.
24. Sonnt.	1. Joh. 4, 16—21. 14 1. Trinit.	Luc. 14. 2. Sonnt.n. Pfingst.	☼	Tageslänge 16 Stunden.	Dienst.
Mont.	15 Vitus	Modestus	☼	Wie der Juni, so der Dezember Brachmonat naß, leert Schunen Faß.	Mittw.
Dienst.	16 Justina	Franz Reg.	☼	Vor Johannistag keine Gerste man den mag.	Donn.
Mittw.	17 Hortensia	Abolph	☼	Albanus, Alois.	Freit.
Donn.	18 Marcellus	Leontius	☼	☼ um 6 Uhr 24 M. Abend	Samst.
Freit.	19 Gerhard	Gervas, Protas	☼	Tageslänge 15 St. 56 Min.	Mont.
Samst.	20 Sylverius	Sylverius	☼	Vor Johannes muß man um Regen ten, nach Johannes kommt er von so Wenn's an Johannis regnet, ver- den die Rüsse.	Dienst.
25. Sonnt.	1. Joh. 3, 13—22. 21 2. Trinit.	Luc. 15. 3. S. n. Pfingst.	☼	Benjamin, Leo II. Pabst.	Mittw.
Mont.	22 Justinus	Paulinus	☼	Wenn der Rufus lange nach Joha- schreit, soll es ein fruchtbares Jahr deuten.	Donn.
Dienst.	23 Edeltrud	Herz Jesu Fest	☼		Freit.
Mittw.	24 Joh. d. Täufer	Joh. der Täufer	☼		Samst.
Donn.	25 Eberhard	Prosper, Eulog.	☼		Mont.
Freit.	26 Jeremias	Johann u. Paul	☼		Dienst.
Samst.	27 Ladislaus	7 Schläfer	☼		Mittw.
26. Sonnt.	1. Pet. 5, 5—11. 28 3. Trinit.	Luc. 5. 4. S. n. Pfingst.	☼		Donn.
Mont.	29 Peter u. Paul	Peter und Paul	☼		Freit.
Dienst.	30 Pauli Ged.	Pauli Gedächtnis	☼		Samst.

ngt keinen
st mehr,
ein Stock ge
lich war'.

Wer nicht geht mit den
Rechen,
Wenn die Fliegen und
Bremfen stechen.



Wuß im Winter arden
mit dem Strohsel
Und fragen: hat Nie-
mand Hen feil?

dwchsel
länge u
n.

VII.

Bochen-
tage.

Evangelisch.

Katholisch.

Julius oder Seimonat.

Lauf.

Jahreszeiten, Mondwechsel,
Finsternisse, Tageslänge und
Bauernregeln.

nat.
Morg.
ten Ste
21. Jun
st. L. 16

Mittw.
Donn.
reit.
Samst.

1 Theobald
2 Mar. Heimsf.
3 Cornelius
4 Ulrich

Theodorus
Mar. Heimsuchung
Eulogius
Ulrich

um 4 Uh
Uhr.

27.
Sonnt.

Röm. 8, 18-28.
5 4. Trinit.

Matth. 5.
8. S. n. Pfingst.

t.

Mont.

6 Esaias

Dominika

n. Abend

Dienst.

7 Joachim

Wilibald

54 Min

Mittw.

8 Elisebeth, Ril.

Kilian

29. Juni)

Donn.

9 Cy rus

Cyrrillus

weiß nicht,

reit.

10 Gotilob

7 Brüder

3.

Samst.

11 Rahel

Pius I. Pabst

n. Abend

28.
Sonnt.

1. Pet. 3, 8-15.
12 5. Trinit.

Mark. 8.
6. S. n. Pfingst.

it

Mont.

13 Margaretha

Anakletus

tunden.

Dienst.

14 Bonaventura

Heinrich

Dezember

Mittw.

15 Apost. Theil.

Apostel Theil

Sechsen

Donn.

16 Ruth

Maria von Berg

Sab.

reit.

17 Alexius

Alexius

Derste man

Samst.

18 Maternus

Rufin

ben mag.

29.
Sonnt.

Röm. 6, 3-11.
19 6. Trinit.

Matth. 7.
7. S. n. Pfingst.

N. Abend

Mont.

20 Arnold

Elias

t. 56

Dienst.

21 Dietrich.

Anselm

um Regen

Mittw.

22 Mar. Magdal.

M. Magdalena

nt er von so

Donn.

23 Hundstag A.

Hundstag Anfang

regnet, ver

reit.

24 Christina

Bernhard

Pabst.

Samst.

25 Jak. Christoph

Jakob Christoph

e nach Joha

30.
Sonnt.

1. Joh. 1, 6-10.
26 7. Trinit.

Luc. 16.
8 S. n. Pfingst.

bare's Jahr

Mont.

27 Martha

Pantaleon

enst.

Dienst.

28 Nacarius

Innocentius

ittw.

Mittw.

29 Beatrix

Martha

nn.

Donn.

30 Jakobea

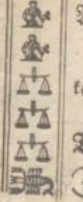
Abdon

eit.

Samst.

31 Germanus

Ignaz v. Loj.



um 10 Uhr Abds.

☉ wird bei dem ersten Stern
des ☾ gesehen am 30. Juli.

Demetrius, Elisabeth v. P.

Ist der Juli und August heiß, so folgen
in 100 Fällen 61 kalte und 39 milde Winter.

☉ um 11 Uhr 47 Min. Abds.

Tageslänge 15 St. 46 Min.

Sind diese beiden Monate kühl und
naß, so folgen 39 kalte und 61 milde
Winter.

Heinrich, Lidia.

Regen in der zweiten Hälfte des Juli
hält gerne an.

☉ um 2 Uhr Abds. Tages-
länge 15 St. 34 Min.

Ist's drei Tage vor Jakobi schön, so
wird das Korn dauerhaft.

Rosina, Vincenz.

Warme, helle Jakobi, kalte Weihnachten.

Hundstag hell und klar (25. Juli),
Zeigen an ein gutes Jahr.

☉ 8 Uhr 39 Min. Morg. Ta-
geslänge 15 St. 20 Min.

Anna, Anna Polybius.

Was Juli und August nicht kochen, das
kann der September nicht braten.

Tageslänge 15 St. 4 Min.

☉ 11 Uhr 39 Min. Morgens.

Wer im Seut nicht
gabelt,
In der Ernt' nicht is-
bett,



Im Herbst nicht früh auf-
steht,
Der schau', wie's ihm im
Winter geht.

VIII.	Evangelisch.	Katholisch.		Jahreszeiten, Mondwechsel, Finsternisse, Tageslänge und Bauernregeln.	IX.
Wochen- tage.	Augustus oder Erntemonat.		C Lauf.		Wochen- tage.
Samst.	1 Petri Kettenf.	Petri Kettenfeier	☾	It's in den ersten Wochen heiß, So bleibt der Winter lang weiß.	Dienst.
31. Sonnt.	Röm. 8, 12—17. 2 8. Trinit.	Luc. 9. 9 S. n. Pfingst.	☼	Gustav. Nordwinde im August bringen bestän- diges Wetter.	Mittw.
Mont.	3 August	Stephani Erfind.	☼	Lageslänge 14 St. 50 Min.	Donn.
Dienst.	4 Dominikus	Dominikus	☼	Um Sankt Laurentii Sonnenschein, Bedeutet ein gutes Jahr mit Wein.	Freit.
Mittw.	5 Oswald	Maria Schnee	☼	☉ um 6 Uhr 35 M. Morgens	Samst.
Donn.	6 Sixtus	Verklär. Christi	☼		
Freit.	7 Donatus	Cajetan	☼		
Samst.	8 Reinhard	Cyriak	☼		
32. Sonnt.	Röm. 5, 1—5. 9 9. Trinitat.	Luc. 18. 10 S. n. Pfingst.	☼	Romanus. Maria Himmelfahrt Sonnenschein Bringt meist viel guten Wein.	Donn.
Mont.	10 Laurentius	Laurentius	☼	☉ 11 Uhr 28 M. Abds. T. geslänge 14 St. 22 Min.	Freit.
Dienst.	11 Ignatius	Eufanna	☼	hat unsere Frau gut Wetter, wenn zum Himmel fährt.	Samst.
Mittw.	12 Clara	Hilaria	☼	Gewiß sie guten Wein beschert.	
Donn.	13 Hypolit	Hypolit	☼		
Freit.	14 Samuel	Eusebius	☼		
Samst.	15 Mar. Himmelf.	Mar. Himmelfahrt	☼		
33. Sonnt.	1. Pet. 1, 3—9. 16 10. Trinitat.	Mark. 7. 11 S. n. Pfingst.	☼	Rochus, Hyacinthus. ☉ wird beim ersten Stern gesehen am 23. August.	Donn.
Mont.	17 Liberatus	Liberatus	☼	Ende der Hundstage.	Freit.
Dienst.	18 Agapitus	Helena	☼	Lageslänge 14 Stunden.	Samst.
Mittw.	19 Sebaldus	Sebald	☼	☉ um 12 Uhr 1 Min. Mo.	
Donn.	20 Bernhard	Bernhard	☼		
Freit.	21 Privatus	Cyriaka	☼		
Samst.	22 Symphorian	Symphor	☼		
34. Sonnt.	Ephes. 5, 22—31. 23 11. Trinit.	Luc. 10. 12 S. n. Pfingst.	☼	Zach., Ph., Ende d. Hundsta- Sind Lorenz und Barthel schon, Ist ein guter Herbst vorauszu- sehen.	Donn.
Mont.	24 Bartholomäus	Bartholomäus	☼	Lageslänge 13 St. 36 Mi.	Freit.
Dienst.	25 Ludwig	Ludwig	☼	☉ 10 Uhr 55 Min. Abds. Geburtst. des Großh. v. Va.	Samst.
Mittw.	26 Severus	Rufus	☼		
Donn.	27 Gebhard	Gebhard	☼		
Freit.	28 Augustin	Augustin	☼		
Samst.	29 Joh. Enth.	Joh. Enthaupt.	☼		
35. Sonnt.	Ephes. 6, 1—4. 30 12. Trinit.	Luc. 13. 13 S. n. Pfingst.	☼	Felix.	
Mont.	31 Rebekka	Raymund	☼		

ht früh auf-
eht,
ie's ihm im
er geht.

Septemberregen
Für Saat und Reben dem
Bauer gelegen,



Maria Geburt
König die Schwalben
furt.

Wochens- wechsel, IX. Länge und Wochentage.		Evangelisch.		Katholisch.		Jahreszeiten, Mondwechsel, Finsternisse, Tageslänge und Bauernregeln.	
		September oder Herbstmonat.					
Dienst.	1	Verena	Egidus	☾	☉ wird beim ersten Stern der gesehen am 23. Septemb. Tag- und Nachtgleiche.		
Mittw.	2	Veronika	Stefan, Absalon	☾			
Donn.	3	Theodosia	Schutzengel-Fest	☾			
Freit.	4	Esther	Rosalie	☾			
Samst.	5	Bertinus	Justinian	☾			
36.	1. Tim. 6, 16—24.	Matth. 6.					
Donnt.	6 13. Trinit.	14. S. n. Pängst.			Herbst-Anfang. ☉ um 1 Uhr 53 Min. Abds.		
Mont.	7 Regina	Magnus, Abt			Viktor, Magnus.		
Dienst.	8 Mar. Geburt	Maria Geburt			☉ Aufg. den 23. um 6 Uhr.		
Mittw.	9 Ulhard	Gorgonius			☉ Unterg. um 6 Uhr.		
Donn.	10 Nikolaus	Nikolaus v. I.			Tageslänge 12 St. 46 Min.		
Freit.	11 Felix Reg.	Protus					
Samst.	12 Cyrus	Tobias			☾ 12 Uhr 18 Min. Abds.		
37.	Gal. 5, 16—24.	Luc. 7.					
Donnt.	13 14. Trinit.	15. S. n. Pängst.			Hektor, Amatus.		
Mont.	14 † Erhöhung	† Erhöhung			In 100 Fällen hat der Herbst einmal solche Bitterung, wie es in der ersten Hälfte des Septembers ist.		
Dienst.	15 Nicodemus	Nicodemus			Wie Sanft Gaidli die Bitterung ist, so soll sie vier Wochen bleiben.		
Mittw.	16 Cornelia	Cornelius			Quatember.		
Donn.	17 Lambert	Franziskus			Tageslänge 12 St. 20 Min.		
Freit.	18 Rosa	Thomas v. B.			Regner's am Michaelistag ohne Gewit- ter, so folgt ein milder Winter. Regnet's am Michaelis- und Gallustage nicht, so deutet's auf ein gutes trockenes Frühjahr.		
Samst.	19 Januarius	Konstantia					
38.	Gal. 5, 25—26 u. 6, 6—10.	Luc. 14.					
Donnt.	20 15. Trinit.	16 S. n. Pängst.			Lobias, Eustach. ☉ um 4 U. 10 M. Abds.		
Mont.	21 Matthäus	Matthäus					
Dienst.	22 Mauritius	Mauritius			Ist es Ende Septembers kalt, so folgt in 100 Fällen 64mal ein kalter Winter.		
Mittw.	23 Thekla	Thekla			Tageslänge 11 St. 54 Min.		
Donn.	24 Robert	Gerard			Wenn auf Michaelis Nord- und Ost- winde wehen, gibt es keinen kalten, im Gegentheil einen gelinden Winter.		
Freit.	25 Cleophas	Cleoph. Rupert					
Samst.	26 Cyprian	Justine					
39.	2. Tim. 3, 10—17.	Matth. 22.					
Donnt.	27 16. Trinit.	17. S. n. Pängst.			Cosmus, Damian.		
Mont.	28 Wenzeslaus	Wenzeslaus			☉ 8 Uhr 3 Min. Morg.		
Dienst.	29 Michael	Michael			Tageslänge 11 St. 38 Min.		
Mittw.	30 Ursus	Hieronymus			Wenn's viel Gewitter gibt, fällt am Weihnachten viel Schnee.		

Wenn Simon und Judas
vorbei,
kücket der Winter her-
bei.



Fällt der erste Schnee in
Dreck,
Wird der Winter ein
Ged.

X.	Evangelisch.	Katholisch.	C	Jahreszeiten, Mondwechsel, Finsternisse, Tageslänge u. Bauernregeln.	XI.
Wochen- tage.	Okttober oder Weinmonat.		Lauf.		Bochen- tage.
Donn.	1 Remigius	Remigius		☉ wird im ersten Stern de	41.
Freit.	2 Leodgar	Theophilus		H gesehen den 23. Oktobe	Sonn
Samst.	3 Lucretia	Candidus		Sigt das Laub noch fest an den B	Monn
40. Sonnt.	Ephef. 4, 1-6. 17. Trinit.	Matth. 9. 18. S. n. Pfingst.		men, so deutet das auf einen streng	Dienst
Mont.	5 Constanz	Placidus		Winter.	Nittw
Dienst.	6 Angela	Bruno		Franziskus 10 U. 42 M.	Donn.
Mittw.	7 Amalie	Judith		Es folgen auf 100 gelinde Oktober	Freit.
Donn.	8 Pelagius	Brigitta		vollständige, 27 lange und 24 kurze W	Samst
Freit.	9 Dionysius	Dionysius		ter; auf 100 rauhe Oktober folgen	
Samst.	10 Gideon	Franz Borgia		lange, 27 vollständige und 23 kurze Wint	45.
41. Sonnt.	1. Pet. 1, 13-25. 18. Trinit.	Matth. 22. 19. S. n. Pfingst.		Tageslänge 11 St. 2 Min	Sonn
Mont.	12 Maximilian	Maximilian		Auf Sanct Gall	Mont.
Dienst.	13 Eduard	Eduard		Bleibt die Kuh im Stall.	Dienst
Mittw.	14 Calixt	Burkhard		Burkard, Emilian Placidu	Nittw
Donn.	15 Theres	Theresia		4 Uhr 44 Min. Morg	Donn.
Freit.	16 Gallus	Gallus		Auf Sanct Gallen-Tag,	Freit.
Samst.	17 Hedwig	Florentine		Muss jeder Apfel in seinen Sack.	Samst
42. Sonnt.	Ephef. 4, 22-28. 19. Trinit.	Joh. 4. 20. S. n. Pfingst.		Tageslänge 10 St. 16 M	46.
Mont.	19 Ferdinand	Hilarius		Lucas Ev.	Sonn
Dienst.	20 Wendelin	Wendelina		☉ um 8 Uhr 20 Min. Mo	Freit.
Mittw.	21 Ursula	Ursula		Tageslänge 10 St. 38 M	Samst
Donn.	22 Columbus	Kordula J.		Auf 100 rauhe Oktober folgen 60	47.
Freit.	23 Severin	Johann Kap.		me und 40 kalte März; auf 100 w	Sonn
Samst.	24 Salome	Rasael		Oktober folgen 51 milde und 49	Mont.
43. Sonnt.	Ephef. 5, 15-21. 20. Trinit.	Matth. 18. 21. S. n. Pfingst.		März; auf 100 trockene Oktober f	Dienst
Mont.	26 Amand	Evarist		58 trockene und 42 nasse März; au	Nittw
Dienst.	27 Sabina	Sabina		nasse Oktober folgen 44 trockene u	Donn.
Mittw.	28 Simon Judä	Simon Judä		nasse März.	Freit.
Donn.	29 Narcissus	Eusebia		Crispin, Chrysant Ar.	Samst
Freit.	30 Hartmann	Seraphin		☾ 3 Uhr 46 Min. Abds.	
Samst.	31 Wolfgang	Wolfgang		Tageslänge 9 St. 48 M	48.

Schnee in
Died,
inter ein
Bed.

Donner's im November
so soll's ein fruchtbare
nächstes Jahr bedeuten.



Wenn's um Martini reg-
net und bald darauf Frost
einfällt, so bringt's der
Saad Schaden.

Wochsel
änge u
n.

Stern de
Oktobe
an den
nen streu

.42 M.
e Oktober
da kurze
der folgen
kurze Win

2 Min
Stall.

Placidu
Morg

en Saad.

.16 M

Nin. Mo

.38 M
folgen 60
auf 100 m
e und 40
Oktobe
Mari; auf
erofene un

Ar.

.1. Abds.

48 M

XI.

Bochen-
tage.

11.

Donnt.

Mont.

Dienst.

Mittw.

Donn.

reit.

Samst.

15.

Donnt.

Mont.

Dienst.

Mittw.

Donn.

reit.

Samst.

16.

Donnt.

Mont.

Dienst.

Mittw.

Donn.

reit.

Samst.

17.

Donnt.

Mont.

Dienst.

Mittw.

Donn.

reit.

Samst.

18.

Donnt.

Mont.

Evangelisch.

November oder Reifmonat.

Ephes. 6, 5-9.

1 **21. Trinit.**

2 Allerseelen

3 Gottlieb

4 Sigmund

5 Malachias

6 Leonhard

7 Florentin

Jak. 1, 2-12.

8 **22. Trinit.**

9 Theodor

10 Justus

11 Martin

12 Jonas

13 Briccius Weih.

14 Ewin, Friedrich

Phil. 3, 17-21.

15 **23. Trinit.**

16 Dttmar

17 Florian

18 P.P. Kirchweih.

19 Elisabeth

20 Amos

21 Mar. Opferung

Ebr. 13, 14-18.

22 **24. Trinit.**

23 Clemens

24 Chyrifogonus

25 Katharina

26 Konrad

27 Jeremias

28 Günther

Röm. 13, 11-14.

29 **1. Advent**

30 Andreas

Katholisch.

Matth. 22.

22. S. n. Pfingst.

Allerseelen

Hubert, Teoph.

Karolus Bor.

Zach. u. Elisabeth

Leonhard

Engelbert

Matth. 9.

23. S. n. Pfingst.

Theodor

Respicius, Prob.

Martin Bischof

Martin Pabst

Briccius Weih.

Jucundus

Matth. 8.

24. S. n. Pfingst.

Dttmar

Gregor, Hugo

Eugen, Otto

Elisabeth K. v. U.

Eduard

Mariä Opferung

Matth. 13.

25. S. n. Pfingst.

Clemens

Johanna v. +

Katharina

Konrad

Valerian

Costhenes

Luc. 21.

1. Advent

Andreas Apst.

Lauf.

Jahreszeiten, Mondwechsel,
Finsternisse, Tageslänge und
Bauernregeln.

Allerheiligen.

9 Uhr 47 Min. Morg.

Sanct Martin,
Feuer im Kamin.

Tageslänge 9 St. 30 Min.

Wird bei dem ersten Stern
des R gesehen am 22. Novbr.

Gottfried.

Das Brustbein an der gebratenen Mar-
tinsgans, so es braun ist, soll es Kälte,
so es aber weiß ist, soll es viel Schnee
bedeuten.

12 Uhr 20 Min. Morg.

Tageslänge 9 St. 12 Min.

Ist es am 11., dem Martins-Tag Tag
und Nacht gewölfig, so ist ein unbestän-
diger Winter, ist es aber hell und klar,
ein harter Winter zu hoffen.

Leopold.

Wenn das Weinholz wohl reist, so hofft
man über's Jahr viel Wein.

Um 5 Uhr 38 Min. Abds.

Tageslänge 8 St. 46 Min.

Cäcilia.

Katharinen-Winter,
Ein Plad-Winter.

11 Uhr 7 Min. Abends.

Tageslänge 8 St. 30 Min.

Der Andrae-Schnee
thut den Kornen weh.

Noa, Saturnus.

Weihnachten naß,
Gibt teure Speicher und
Faß.



Nässe schadet der Saat
mehr vor als nach Weich-
nachten.

XII.	Evangelisch.	Katholisch.	C	Jahreszeiten, Mondwechsel, Finsternisse, Tageslänge u. Bauernregeln.
Wochen- tage.	Dezember oder Christmonat.		Lauf.	
Dienst.	1 Eligius	Longinus		<p>☉ um 11 Uhr 22 M. Abend ☉ wird bei dem ersten Ste- des I gesehen am 22. Dez. Kürzester Tag (8 Stunden)</p> <p>Winter-Anfang.</p> <p>Nikolaus.</p> <p>☉ Aufgang den 22. um 8 U ☉ Unterg. " " um 4 U Kalter Dezember mit vielem Se verheißt ein fruchtbares Jahr.</p> <p>☉ um 9 Uhr 52 M. Abd Tageslänge 8 St. 6 Min Im Dezember trocken und eingese macht, daß der Weinstock mehr Kälte ein Fichtenbaum vertragen kann.</p> <p>Lucia, Ottilie.</p> <p>Weihnacht im Klee Ostern im Schnee</p> <p>Tagesl. 8 St. Quatemb ☉ 1 Uhr 18 Min. Abds. Grüne Weihnachten, Weiße Ostern.</p> <p>Achilles, Christian.</p> <p>Sankt Eugen Nacht den Tag süßen.* * Gilt für den alten Kalender, n für den 24. Dezember.</p> <p>Tageslänge 8 Stunden. ☉ um 7 Uhr 11 Min. M</p> <p>Johannes Ev.</p> <p>Tageslänge 8 St. 6 Mi</p>
Mittw.	2 Candidus	Bibiana		
Donn.	3 Franz, Xaver	Franz, Xaver		
Freit.	4 Barbara	Barbara		
Samst.	5 Cordula	Abigail		
49.	Röm. 15, 4—13.	Matth. 11.		
Sonnt.	6 2. Advent	2. Advent		
Mont.	7 Agathon	Ambrosius		
Dienst.	8 Mar. Empf.	Mar. Empfängniß		
Mittw.	9 Wilibald	Joach. Gregor		
Donn.	10 Balther	Eulalie, Judith		
Freit.	11 Damastus	Damastus		
Samst.	12 Paul	Epimachus		
50.	1. Kor. 4, 1—5.	Joh. 1.		
Sonnt.	13 3. Advent	3. Advent		
Mont.	14 Nicastus	Nicastus		
Dienst.	15 Abraham	Christina		
Mittw.	16 Adelheid	Albert, Euseb.		
Donn.	17 Lazarus	Lazarus		
Freit.	18 Bonibald	Mar. Erw.		
Samst.	19 Nemestus	Fausta		
51.	Röm. 12, 6—16.	Luc. 3.		
Sonnt.	20 4. Advent	4. Advent		
Mont.	21 Thomas	Thomas		
Dienst.	22 Bertha	Beata		
Mittw.	23 Dagobert	Victor		
Donn.	24 Adam Eva	Adam Eva		
Freit.	25 Christfest	Weihnachten		
Samst.	26 2. Christfest	Stephanus		
52.	Gal. 4, 1—7.	Luc. 2.		
Sonnt.	27 6. v. Neujahr	Letzter 6. v. Jahres		
Mont.	28 Unsch. Kindleint.	Unsch. Kindleintag		
Dienst.	29 Jonathan	Thomas		
Mittw.	30 David	Gottlob		
Donn.	31 Sylvester	Sylvester		

Astronomische Praktika für das Jahr 1846.

it und Festrechnung im Gregorianischen und verbesserten Kalender.

Septuagesima, den 8. Februar.

Aschermittwoch, den 25. Februar.

Osterfest, den 12. April.

Christi Himmelfahrt, den 21. Mai.

Pfingstfest, den 31. Mai.

Trinitatisfest, den 7. Juni.

Frohnleichnam, den 11. Juni.

Erster Advent, den 29. November.

Zahl der Sonntage nach Pfingsten 25.

Zahl der Sonntage nach Trinitatis 24.

Die goldene Zahl 4.

Die Epakten oder Monatszeiger XIV.

Der Sonnengröße 7.

Die Römerzinszahl 4.

Der Sonntagsbuchstabe F.

Sonnen - Finsternisse.

Samstag den 25. April; Anfang 6 Uhr 10 Min. Abends; Ende nach Sonnenuntergang.

Ihre Sichtbarkeit erstreckt sich über einzelne Theile von Europa, als: Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, Großbritannien; außerdem noch über Afrika und Amerika.

Dienstag den 20. October; Anfang 6 Uhr Morgens; Ende 12 Uhr Mittags.

Sichtbar nur im größten Theile von Afrika und einem kleinen Theile von Asien.

Die zwölf Zeichen für die Sternbilder des Thierkreises.

♈	Widder.	♎	Waage.
♉	Stier.	♏	Skorpion.
♊	Zwillinge.	♐	Schütze.
♋	Krebs.	♑	Steinbock.
♌	Löwe.	♒	Wassermann.
♍	Jungfrau.	♓	Fische.

Beichen für die eilf Planeten, welche sich um die Sonne bewegen.

☿	Merkur.	♀	Venus.	♁	Erde.
♂	Mars.	♁	Ceres.	♃	Pallas.
♄	Juno.	♃	Vesta.	♅	Jupiter.
♄	Saturn.	♅	Uranus.		

Der Mond ist ein Nebenplanet der Erde; er begleitet sie bei ihrem Flug um die Sonne (Begleiter, Trabant) und fliegt zugleich während eines Jahres zwölf Mal um die Erde herum.

Beichen für die verschiedenen Lichtgestalten des Mondes.

- ☉ Das neue Licht, geht mit der Sonne auf.
- ☾ Das erste Viertel, geht Mittags auf.
- ☾ Der Vollmond, geht Abends auf.
- ☾ Das letzte Viertel, geht Mitternachts auf.
- ☉ Bedeutet die Sonne.

Kalender der Juden.

Das Jahr 1846 das 5606. Jahr der Welt.

5606.	1843.	5606.	1846.
beth 1.	Dez. 30.	Ab 10.	Fasten Tempel = Verbrennung * Aug. 2.
" 10.	1846.	Stul 1.	" 23.
bebat 1.	Jan. 8.	5607.	
ar 1.	" 28.	Tisri 1.	Neujahrsfest * Sept. 21.
13.	Febr. 27.	" 2.	Zweites Neujahrsfest * " 22.
14.	März 11.	" 4.	Fasten Gedaliah " 23.
15.	" 12.	" 10.	Versöhnungsfest * " 30.
1.	" 13.	" 15.	Laubbüttenfest * Oct. 5.
15.	" 28.	" 16.	Zweites Fest * " 6.
16.	April 11.	" 21.	Palmenfest * " 11.
21.	" 12.	" 22.	Versammlung oder Laubbütten-Ende * " 12.
22.	" 17.	" 23.	Gefechtsfreude * " 13.
1.	" 18.	Marcheswar 1.	" 21.
18.	" 27.	Gislew 1.	Nov. 20.
1.	Mai 14.	" 25.	Dez. 14.
6.	" 26.	Lebeth 1.	" 26.
7.	" 31.	" 10.	" 29.
1.	Juni 1.		
18.	" 25.		
1.	Juli 12.		
	" 24.		

Die mit * bezeichneten Feste werden streng gefeiert.

Genealogie des souverainen Großherzoglichen Hauses Baden.

Karl Leopold Friedrich, Großherzog von Baden, Herzog von Zähringen, des Großh. Hausordens der Treue, des militärischen Karl-Friedrich-Verdienstordens und des Ordens vom Zähringer Löwen Herr und Großmeister, Ritter des Kaiserl. russischen St. Andreas- und St. Alexander-Newsky-Ordens, des Königl. preussischen schwarzen und rothen Adler-Ordens, des Königl. dänischen Elephanten-, des Königl. schwedischen Seraphinen- und des Königl. bairischen St. Hubertus-Ordens; Großkreuz des Königl. ungarischen St. Stephans-Ordens, des Königl. französischen Ordens der Ehrenlegion, des Königl. niederländischen Löwen-, des Königl. belgischen Leopolds-, des Königl. hannoverschen Guelfen-, des Königl. württembergischen Kron-Ordens, des Großh. hessischen Ludwig-Ordens, des Großh. sachsen-weimarischen weißen Falken-Ordens, des Großh. oldenburgischen Haus-Ordens, des Herzogl. braunschweigischen Ordens Heinrichs des Löwen, des Herzogl. sachsen-ernestininischen Haus-Ordens, und des Fürstl. hohenzollerischen Hausordens; Inhaber des K. K. österreichischen 59sten und Chef des Königl. preussischen 29sten Infanterie-Regiments; geboren den 29. August 1790, succedirt seinem Bruder, dem Großherzog Ludwig, den 30. März 1830.

Höchstseiner Gemahlin.

Sophie Wilhelmine, Großherzogin, Tochter weil. Gustav IV. ehemaligen Königs von Schweden; Dame des Kaiserl. russischen St. Katharinen-Ordens, geb. den 21. Mai 1801, vermählt den 25. Juli 1819.

Kinder:

- a) Alexandrine Louise Amalie Friederike Elisabetha Sophie, geb. den 6. December 1820, vermählt den 3. Mai 1842 mit Ernst August Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha.
- b) Ludwig, Erbgroßherzog, Großkreuz der Großh. Haus-Orden, des Königl. ungarischen St. Stephans-Ordens, des Königl. württembergischen Kron-Ordens, des Großh. hessischen Ludwig-Ordens und des Herzogl. sachsen-ernestininischen Haus-Ordens; Inhaber des 2. Linien-Infanterie-Regiments, geb. den 15. August 1824.
- c) Friedrich Wilhelm Ludwig, Großkreuz der Großh. Haus-Orden, geb. den 9. September 1826.

- d) Ludwig Wilhelm August, Großkreuz der Großh. Haus-Orden, geb. den 18. December 1829.
- e) Karl Friedrich Gustav Wilhelm Marilian, Großkreuz der Großh. Haus-Orden, geb. den 9. März 1832.
- f) Marie Amalie, geb. den 20. November 1834.
- g) Cäcilie Auguste, geb. 20. September 1839.

Eltern:

Weiland Karl Friedrich, Großherzog, geb. den 22. November 1728, gestorben 10. Juni 1811.

Höchstseiner zweite Gemahlin.

Weiland Louise Karoline, Reichsgräfin Hochberg, geb. den 26. Mai 1768, verstorben 24. November 1787, gest. den 23. 1820. Davon:

Vollbürtige Geschwister des Großherzogs

- 1) Wilhelm Ludwig August, Großherzog, Prinz und Markgraf von Baden, Großherzog von Zähringen, General der Infanterie, Chef des 3. Linien-Infanterie-Regiments, Commandeur des Großh. Armee-Ordens, Großkreuz des Ordens der Treue, des militärischen Karl-Friedrich-Verdienst-Ordens, des Zähringer Löwen-Ordens, Ritter des Kaiserl. russischen St. Alexander-Newsky-Ordens und des St. Annen-Ordens 1. Klasse, des Königl. preussischen schwarzen und rothen Adler-Ordens, Großkreuz des Königl. französischen Ordens der Ehrenlegion, des Königl. hannoverschen Guelfen-, des Königl. württembergischen Kron-Ordens, des Großh. hessischen Ludwig-Ordens und des Herzogl. sachsen-ernestininischen Haus-Ordens, Commandeur des Königl. ungarischen St. Stephans-Ordens; geb. den 8. April 1792, verstorben am 16. Oktober 1830 mit Ihrer Gemahlin der Herzogin Elisabeth Alexandrine geb. Prinzessin von Württemberg, Tochter weill. Herzogs Ludwig von Württemberg und der Frau Herzogin Henriette von Württemberg geb. Prinzessin von Nassau-Weilburg, geb. den 27. Februar 1802.

Kinder:

- a) Sophie Pauline Henriette Marie Louise, geb. den 7. August 1811.

den.

18. Dec.

in Mari
aus=Ord

Novem

Septem

Großher
storben

n.

Gräfin
verm
en 23.

herzogs

Großher
den, Hil

Infant
Regim

nee = Co
eue, des

rdienst

der=Neu
lasse, 2

en und r
Königl.

ion, des
des Kd

Großh
ogl. sa

Comma
Step

92, ver
zu Bruch

hrer
andrine

ter we
rinen=

berg un
Oktober

Würten
Joseph

teilburg
ber 1841

Marie
August 1

b) Pauline Sophie Elisabeth Marie,
geb. den 18. December 1835.

c) Leopoldine Wilhelmine Pauline Ama-
lie Maximiliane, geb. den 22. Februar
1837.

Amalie Christine Karoline, geb. den 26.
Januar 1795, vermählt den 19. April 1818
mit Karl Egon Fürst zu Fürstenberg, geb.
den 28. Oktober 1796.

Maximilian Friedrich Johann Ernst,
Großh. Prinz und Markgraf von Baden,
Herzog von Zähringen, General-Lieutenant,
Chef des 1. Dragoner-Regiments, Com-
mandeur der Großh. Infanterie-Division;
Großkreuz des Ordens der Treue, des mi-
litärischen Karl-Friedrich-Verdienst- und des
Zähringer Löwen-Ordens, Ritter des Kaiserl.
russischen St. Annen-Ordens 1. Klasse,
Großkreuz des Königl. württembergischen
Kron-, des Großh. hessischen Ludwigs- und
des Herzogl. sachsen-ernestinischen Haus-
Ordens, geb. den 8. December 1796.

Aus erster Ehe des höchstseligen Großherzogs
Karl Friedrich mit weil. Karoline Louise, geb.
Gräfin zu Hessen, geb. den 11. Juli 1723,
vermählt den 28. Januar 1751, gest. den 8.
Juni 1783 zu Paris.

Beil. Karl Ludwig, Erbprinz, geboren den
14. Februar 1755, gest. den 16. December
1801 zu Arboga in Schweden.

Höchstseffen Gemahlin:

Beil. Amalie Friederike, Markgräfin von
Baden, geb. Landgräfin zu Hessen, des St.
Katharinen-Ordens Dame, geb. den 20.
Juni 1754, vermählt den 15. Juli 1774,
gest. den 21. Juli 1832 zu Bruchsal.

Aus dieser Ehe:

Beil. Katharine Amalie Christine Louise,
geb. den 13. Juli 1776, des St. Katha-
rinen-Ordens Dame, Dekanissin des Stifts
Stephansburg, gest. den 26. Oktober 1823
zu Bruchsal.

Beil. Friederike Wilhelmine Karoline,
geb. den 13. Juli 1776, des St. Katha-
rinen-Ordens Dame, Wittwe des am 13.
Oktober 1825 verstorbenen Königs Mar.
Joseph von Baiern; gest. den 13. Novem-
ber 1841 zu München.

c) Beil. Louise Marie
Elisabeth Alexianna, geb. den 22. Ja-
nuar 1779; Gemahl: weil. Alexander
Paulowitsch, Kaiser aller Russen; ver-
mählt am 9. Oktober 1793; wurde Wittwe
am 1. December 1825, gest. am 16. Mai
1826 zu Bielew bei Kaluga.

d) Beil. Friederike Dorothe Wilhelmine,
geb. den 12. März 1781, vermählt den
13. Oktober 1797 mit dem am 7. Februar
1837 zu St. Gallen verstorbenen vormali-
gen König Gustav IV. von Schweden,
Mutter der jetzt regierenden Großherzogin
Sophie, K. Hoh., gest. den 25. September
1826 zu Lausanne.

e) Beil. Marie Elisabeth Wilhelmine, geb.
den 7. September 1772, gest. den 20. April
1808 zu Bruchsal; ward vermählt am 1.
November 1802 mit dem am 16. Juni 1815
bei Genappe gebliebenen Herzog Friedrich
Wilhelm von Braunschweig.

f) Beil. Karl Ludwig Friedrich, Großherzog,
geb. den 8. Juni 1786, gest. den 8. De-
cember 1818 zu Rastatt.

Höchstseffen Gemahlin und noch lebende Wittwe.

Stephanie Louise Adrienne, Großherzogin,
geb. den 28. August 1789, vermählt den 8. April
1806, Dame des Kaiserl. brasilianischen Süd-
kreuz-Ordens.

Kinder:

1) Louise Amalie Stephanie, geb. 5. Juni
1811, vermählt am 9. November 1830 mit
dem Prinzen Gustav von Wasa, geb. den
9. November 1799, geschieden den 14. Au-
gust 1844.

2) Josephine Friederike Louise, geb. den
21. Oktober 1813, vermählt den 21. Ok-
tober 1834 mit Karl Anton Erbprinz von
Hohenzollern-Sigmaringen, geb. den 7. Sep-
tember 1811.

3) Marie Amalie Elisabeth Karoline, geb.
den 11. Oktober 1817; vermählt den 23.
Februar 1843 mit Wilhelm Alexander An-
ton Archibald, Marquis von Douglas und
Clydesdale.

g) Beil. Wilhelmine Louise, geb. den 10.
September 1788, des St. Katharinen-Dr-
dens Dame, vermählt den 19. Juni 1804
mit Ludwig II., Großherzog von Hessen,
gest. den 27. Januar 1836.

Namen und Alter der Regenten in Europa.

- Anhalt-Deenburg: Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805.
- Anhalt-Deßau: Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Oktober 1794.
- Anhalt-Köthen: Heinrich, Herzog, geb. 30. Juli 1778.
- Baden: Karl Leopold Friedrich, Großherzog, geb. 29. August 1790.
- Baiern: Ludwig Karl August, König, geb. 25. August 1786.
- Belgien: Leopold I., Georg Christian Friedrich, König, geb. 16. December 1790.
- Brasilien: Dom Pedro II. de Alcantara, Kaiser, geb. den 2. December 1825.
- Braunschweig-Wolfenbüttel: August Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806.
- Dänemark: Christian VIII. Friedrich, König, geb. 18. September 1786.
- Frankreich: Ludwig Philipp I., König, geb. 6. Oktober 1773.
- Griechenland: Otto I., König, geb. 1. Juni 1815.
- Großbritannien und Irland: Alexandrine Victoria I., Königin, geb. 24. Mai 1819.
- Hannover: Ernst August, König, geb. 5. Juni 1771.
- Hessen-Cassel: Wilhelm II., Kurfürst, geb. 28. Juli 1777.
- Friedrich Wilhelm, Kurprinz und Mitregent, geb. 20. August 1802.
- Hessen-Darmstadt: Ludwig II., Großherzog, geb. 26. December 1777.
- Hessen-Homburg: Philipp August Friedrich, Landgraf, geb. 11. März 1779.
- Hohenzollern-Hechingen: Friedrich Wilhelm Constant, Fürst, geb. den 15. Februar 1801.
- Hohenzollern-Sigmaringen: Karl Anton Friedrich, Fürst, geb. den 20. Februar 1785.
- Kirchenstaat: Gregor XVI. (Mauro Capellari), Papst, geb. 18. September 1765.
- Liechtenstein: Alois Jos., Fürst, geb. 26. Mai 1796.
- Lippe-Deimold: Paul Alexander Leopold, Fürst, geb. 6. November 1796.
- Lippe-Schaumburg: Georg Wilhelm, Fürst, geb. 20. December 1784.
- Lombardei: Ferdinand I. (s. Oesterreich), Vicekönig: Rainer Joseph Franz, geb. 30. September 1783.
- Lucca: Karl Ludwig, Herzog, geb. 22. Dec. 1799.
- Mecklenburg-Schwerin: Friedrich Franz, Großherzog, geb. 28. Februar 1823.
- Mecklenburg-Strelitz: Georg Friedrich Karl Joseph, Großherzog, geb. 12. August 1779.
- Modena: Franz IV. Jos., Herzog, geb. 6. Okt. 1779.
- Nassau: Adolph Wilhelm Karl August Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817.
- Neapel und Sicilien: Ferdinand II. König, geb. 12. Januar 1810.
- Niederlande: Wilhelm II., König, geb. December 1792.
- Oesterreich: Ferdinand I. Karl Leopold Joseph Franz Marcellin, Kaiser, geb. 19. April 1791.
- Oldenburg: Paul Friedrich August, Großherzog, geb. 13. Juli 1783.
- Parma: Marie Louise, Herzogin, geb. December 1791.
- Portugal: Donna Maria II. da Gloria, Königin, geb. 4. April 1819.
- Preußen: Friedrich Wilhelm IV., König, geb. 15. Oktober 1795.
- Reuß, älterer Linie zu Greiz: Heinrich Fürst, geb. 29. Juni 1794.
- Reuß, jüngerer Linie zu Schleiz: Heinrich Fürst, geb. 31. Mai 1785.
- Reuß zu Lobenstein: Heinrich LXXII., geb. 27. März 1797.
- Rußland: Nikolaus I. Pawlowitsch, Kaiser, geb. 6. Juli (25. Juni) 1796.
- Sachsen: Friedrich August, König, geb. Mai 1797.
- Sachsen-Weimar-Eisenach: Karl Friedrich Großherzog, geb. 2. Februar 1783.
- Sachsen-Meiningen: Bernhard Erich Herzog, geb. 17. December 1800.
- Sachsen-Altenburg: Joseph Friedrich Georg Karl, Herzog, geb. 27. August 1797.
- Sachsen-Coburg-Gotha: Ernst August Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818.
- Sardinien: Karl Albert, König, geb. October 1798.
- Schwarzburg-Rudolstadt: Friedrich Günther Fürst, geb. 6. November 1793.
- Schwarzburg-Sonnershausen: Günther Fürst, geb. 24. September 1797.
- Schweden u. Norwegen: Joseph Franz D. König, geb. 4. Juli 1799.
- Spanien: Maria Isabella II., Königin, geb. Oktober 1830. Regentin Maria Christina Mutter der Königin, geb. 27. April 1800.
- Toskana: Leopold II. Ferdinand Karl, Herzog, geb. 3. Oktober 1797.
- Türkei: Abdul-Medschid-Schan, Sultan, geb. 20. April 1823.
- Waldeck: Georg Viktor, Fürst, geb. Januar 1831.
- Württemberg: Wilhelm Friedrich Karl, König, geb. 27. September 1781.

mt nu
nde g
Fren
Wenn
hl un
e Gew
Re deut
berkom
thätigk
gut hä
das
sei dar
Weg g
zu red
Altern,
Deine
das sag
als



Der

Gevattersmann

kommt nun zum Zweitenmale. Man hat ihm da und dort die Thüren weit aufgemacht; er hat Hände gefunden, wo er's fast gar nicht vermüthet hätte. So geht's auf der Welt: man hat mehr Freunde, als man glaubt; man kennt sie nur nicht immer. Wenn man daran denkt, so ist es auch leichter zu verwinden, daß es so viele Feinde gibt, die unter denen, die oben stehen und die Gewalt in Händen haben als auch unter denen, die die Gewalt und nur die Verleumdung zu Gebote stehen haben. Man hat dem Gevattersmann Verkommen zu verleiden. Auf der andern Seite hat man es darauf angelegt, ihm sein Vorkommen zu verleiden. Der Gevattersmann meint aber, man soll sich durch keinerlei Gehärgenheiten und Boshaftigkeiten davon abbringen lassen, das zu thun und zu sagen, was man gut hält. Dahin möchten es ja die Gewaltmenschen und die Neidlinge gerne bringen, daß man das Feld räumt. Wer hierin nachgibt, hat sich selber aufgegeben. Sei darauf gefaßt, in dem Besten, was Du willst, Hindernisse und Fallstricke aller Art Dir in den Weg gelegt zu sehen. Laß Dich aber dadurch nicht einschüchtern und scheu machen, zu thun zu reden, wie es Deine Pflicht ist und Dein Gewissen Dir befiehlt. Laß Dich aber auch nicht altern, daß Du in Mismuth Dich von der Welt abwendest, alle Liebe aufgibst und Grimm und Deine Seele einnehme und verwirre. Das sagt der Gevattersmann sich selber und auch Dir, lieber Leser, und das gilt auch zu als Neujahrswunsch.

Die Kunst, jeden Tag glücklich zu sein.



a, wer die kennt! denkst Du. Freilich, der Gevattersmann versteht sie auch nicht ganz, aber etwas davon hat er doch in Erfahrung gebracht; probir's einmal, ob's hilft. Also: Nimm' Dir jeden Morgen vor, heute Jemanden zu erfreuen und, so viel Du kannst, glücklich zu machen. Geh' dann an Deine Arbeit und thu' vor Allem Deine Pflicht. Du wirst froh und heiter dabei sein, denn ein rechtschaffener Gedanke macht froh. Suche sodann Deinen Vorsatz auszuführen, wo sich Dir Gelegenheit darbietet. Du wirst nicht lange darauf zu warten haben. Es braucht nichts Großes zu sein, was Du dem Andern schenkst oder bereitest, thu' es nur mit freundlichem Blick und Gedanken, und es wird gut sein.

Doppelt glücklich aber wirst Du sein, wenn Dein Nebenmensch den gleichen Vorsatz gefaßt hat, wie Du, und er sendet Dir nun unverhofft etwas Freundliches in Dein Haus oder Dein Herz.

Das ist die schönste, geheime Verbindung der Menschen, wenn Jeder darauf denkt, die kurze Lebenszeit, die er hier neben dem Andern zubringt, die-

sein so viel er vermag, mit allem Guten und Schönen auszufüllen.

Und höher steigt diese Liebe, wenn man darauf denkt, etwas zu thun, das dem Allgemeinen, der Gemeinde, dem Staate, der Nation, der Menschheit zu Gute kommt. Dieser Gedanke gibt jedem

Menschen, so klein und beschränkt auch sein mag, eine innere Würde und Hoheit, eine Guteseligkeit, die über alle kleinen Plagen, über alle Trennungen hinaushebt, die den Menschen sich und mit der Welt einig macht — durch Liebe.

Kein Kopf und keine Wurzel.

Zur französischen Revolutionszeit — man meint oft, es sei schon ein Paar hundert Jahre her, so sieht's schon wieder aus, da und dort in der Welt — also vor einigen fünfzig Jahren hatten die Bewohner einer kleinen Stadt ebenfalls einen Freiheitsbaum aufgerichtet, und eine rothe sogenannte Jakobinermütze darauf gesteckt. Sie tanzten nun um den Baum herum und waren gar lustig und fröhlicher Dinge, denn Alles glaubte, jetzt könne es gar nicht mehr fehlen, jetzt müsse Alles frei und glücklich sein. Ein alter Mann, der herzu kam und um seine Meinung gefragt wurde, sagte kopfschüttelnd: „Ich fürcht', ich fürcht', der Baum hat keine Wurzel und die Mütze hat keinen Kopf.“

Und so kam es auch. Denn nicht lange darauf war wieder Alles wie zuvor, und auf dem Plage, wo der Freiheitsbaum gestanden hatte, war wieder der alte Trödelmarkt.

Das wäre gar Vielen bequem, wenn man so

über Nacht, wie man die Hand umkehrt, freier werden könnte. Das geht aber nicht. Man mag die Seele von Innen ausputzen und ausfeigen, man mag alten Ansichten, die keinen Grund haben, nichts, von allem niedrigen Knechtsinn. Wenn der Boden gut umgegraben und gesäubert ist, so kann die Saat der Freiheit erst recht fröhlich darin gedeihen, und kann nicht über Nacht weggeblasen werden.

Nur derjenige Mensch ist frei, der sich die Würde als Mensch genau bewußt ist, der es bedauert, daß er in sich einen Adel trägt, der der Würde ist, und der daher stets darauf achtet, sich in seiner Würde zu erhalten, vor sich und Anderlichkeit nichts zu vergeben. Nur der Mensch ist frei, der sich seine eigenen Gedanken im Kopfe erzieht, bildet, Niemanden etwas nachspricht, was er selbst versteht und selber einsieht, der die Gesetze, die Gott in seine Brust geschrieben hat, an sich anmen und er sich auf der Erde n.



Son
Denn
anst, f
herau
ausbeff
konnte.
st Du
ushelfe
a flehe
. Du
mit
en, o
egt da
henlebe
r schon
ffenen
er alt
haben

sein
eine Gutsenfurcht ihnen gerecht zu werden strebt.
n, über der Bürger ist frei, der seine Bedeutung
Menschen der menschlichen Gesellschaft und im Staate ge-
— durch erkennt, der seine Rechte und Pflichten genau
h, unablässig mitwirkt als ein lebendiges Glied
Staatsgesellschaft, damit er mitthelfe, Recht
Gerechtigkeit aufzurichten und zu stützen.

Dazu kommt man aber nicht über Nacht; da-
nuß man sich stark, selbständig und unabhängig
ehrt, freien. Und wenn ein freier edler Geist in den
Man nimen Aller lebt, dann ist das wahre Gesetz auch
ausfegenweislich da, und kann nicht so, mir nichts
haben, nichts, über den Haufen gestoßen werden.

Wenn Vor Allem aber muß man darauf bedacht sein,
wert ist, im Kampfe gegen Gewaltthätigkeit und Herrsch-
lich darin, die Liebe und Menschenfreundlichkeit stets
t wegge Augen zu halten, in deren Namen man den
den entgegen tritt. Die Liebe zu den Men-
der sich, die Achtung vor Jedem, weil er ein gott-
t, der edltes freies Wesen ist, diese müssen Führer
er der Wer die Menschen haßt oder verachtet,
et, sich nie was für sie zu Stande bringen. Die
b Anderlichkeit, die Wahrheit, die Nüchternheit und
ensch istbheit darf nie und nimmer Schleichwegen und
m Kopferbnissen Platz machen. Denn bekäme man
was ediesem Wege auch die Freiheit (was aber nicht
Gesetze all ist), so erginge es einem leicht wie jenem
hat, unosen, der, als er nach langer Fahrt an's Land
amen war, all sein Geld verspielte. Zuletzt
er sich noch die schönen langen Haare, die
auf der See gewachsen waren, platt abschnei-
und spielte darum und gewann — einen
n.

Von neuen und alten Kleidern.

Wenn Du ein neues Kleid vom Schneider
mußt, so bringt er Dir von dem, was die
herausgegeben hat, noch ein Paar gute Stück
ausbessern und flicken, wenn's einmal nöthig
konnte. So lang das Kleid noch neu ist,
ist Du nun die flicken wohl finden und da-
nshelfen, aber gerade wenn das Kleid alt
a fehlen sie Dir und Du suchst sie oft ver-
t. Du hast sie verschleudert, mußt nun ent-
mit ungleichem fremdem Stoff den Riß
gen, oder gar zerrissen einhergehen.

geht darin nicht aber auch ein Gleichniß vom
henleben? So lang wir noch jung sind, hät-
r schon überflüssig Zeug genug, um einen
ssenen Schaden wieder gut zu machen, bis
er alt sind und wir die überflüssigen flicken
haben, sind sie gewöhnlich verloren und

verschleudert. Drum halte in der Jugend Deine
Kraft zusammen; Du kannst sie noch brauchen.

Ich habe aber noch ein Gleichniß von einem
Kleide. Du hast einen alten Rock, Du findest Dich
ganz wohl und gemächlich darin, er ist schon jäm-
merlich abgetragen und schickt sich nicht mehr für
Dich, daß Du damit in die Kirche oder auf's Rath-
haus gehst; Du meinst aber, es geht noch immer.
Jetzt endlich legst Du ihn ab, und jetzt endlich
siehst Du, wie Du das eigentlich schon lange
hättest thun sollen. Du siehst den Rock auf frem-
dem Leib und er scheint Dir abscheulich. Geht's
nicht auch mit manchen Vorurtheilen, mit manchen
vertragenen veralteten Ansichten und Meinungen
so? Denk' ein bißchen darüber nach.

Der Wurstvisitor.

Der Doktor Gscheitle erzählt eine Geschichte;
der Gevattersmann weiß nicht recht, ob sie ihm
wirklich geschehen ist, aber möglich war's doch, und
darum hören wir zu.

„Ich war in der Fremde und es ging mir
erbärmlich schlecht, heißt das, ich konnte gut mar-
schiren, aber es waren überall in den Dörfern
Häuser mit weit heraus gestreckten, sechseckigen
Haken, und da bließ ich eben hängen, bis zuletzt
nicht nur das Geld aus den Taschen heraus war,
sondern auch die Kleider dahinter blieben mit
sammt dem Felleisen. Da macht sich aber der
flotte Burste nichts daraus, und wenn man, wie
ich jetzt, im Trocknen sitzt, ist's angenehm, von See-
abenteuern zu erzählen. Ich bin also einmal in
einer Stadt und mein Magen war so lang wie
ein Strumpf und die Magenwände haben sich auf
einander gerieben, so wie hier meine zwei Hände,
und nichts dazwischen. Nämlich, das ist mein
Unglück, daß ich immer in mich hinein und in
andere Menschen hineinschauen kann, wie wenn der
Leib aufgeschnitten wäre. Ich sehe, wie die Ge-
därme in einander laufen und was sie jetzt trei-
ben und was die Nerven dazu sagen. Das sieht
oft erbärmlich aus. Aber wir Gelehrten müssen
gar viel sehen, wo ein Anderer nichts merkt. Ich
spür's jetzt gerade, wie die Haut von meinem Ma-
gen abgeht, und das thut weh, wenn nichts da
ist. Da seh' ich einen Bauern, der sein Holz ver-
kauft hat und eben in einen Laden geht, um sich
eine Wurst zu holen. Ich sehe durch's Fenster.
O du lieber Gott! was sind da für prächtige Sa-
chen bei dem Wurster. Als König würde ich
aus Gesundheitsrücksichten und im Interesse der
Armen verbieten, daß irgend etwas Eßbares zum

Verkaufe ausgestellt und so lockend und reizend aufgeputzt wurde. Während ich das so denke, kommt mein Bäuerchen aus dem Laden und mein Wagen — denn der Verstand kommt sehr oft aus dem Wagen — gibt mir jetzt eine Kriegslift ein. Ich sehe, wie sich das Bäuerchen hinten an seinen Wagen lehnt, Brod auf das Brett legt und in die Wurst hineinschneidet. Sein Pferd steht neben ihm und frisst das Heu, das man ihm auf den Boden gelegt hat. Ich beneide das Pferd fast um sein Futter, es braucht doch nicht dafür zu sorgen. Ich beneide aber noch mehr den Bauern. Rasch gehe ich auf ihn zu und sage im Antston: „Was hat Er für diese Wurst bezahlt?“ „Einen Wagen“ bekomme ich zur Antwort. „Schändlicher Betrug! Gut, daß ich den Messer einmal habe“, rufe ich, „Ich muß die Wurst arretilren. Das ist eine von hoher Commission abgeschätzte Groschenwurst, weil zu wenig Griede und zu wenig Pfeffer darin ist. Komm' Er mit auf das Rathhaus.“ Ich nehme nun die Wurst, mein Bauer folgt mir. Am Rathhause sage ich: „Wart' Er einweilen hier.“ Ich gehe nun die Treppe hinauf und komme nach einer Viertelstunde wieder. Mein Bauer wartet noch immer, Messer und Brod in der Hand. „Wie geht's?“ fragt er, „wo ist meine Wurst?“ „Ja,“ sag' ich, „guter Freund, das geht nicht so schnell. Die Wurst liegt bei den Alten, und morgen muß Er um 10 Uhr wie-



der zur Stadt und vor Amt, um Zeugniß eiligst legen.“ „Ach Gott!“ ruft der Bauer, „Die Wurst bei den Alten! Und morgen muß ich Hafer einthun.“

Gegen ein gutes Trintgeld übernehme ich die Sache, und mein Bäuerchen kaufte ein andere Wurst, fuhr schnell heim und that so, als ich glaube, nicht eher heraus, als bis er nehmen nem eigenen Tisch war.

So habe ich eine Wurst und noch kommen, weil ich auf die Dummheit und spekulirte, und wer darauf spekulirt, geht n

Die Posaune des Gerichts.

Gar wunderbar und seltsam werden oft die Verhältnisse des Menschenlebens verknüpft. Das sind Knoten und Maschen, die keine Menschenhand, und sei sie noch so kunstgeübt, knüpfen kann; das sind Verwickelungen, die der pfiffigste Verstand nicht lösen kann. Freilich geht Alles natürlich dabei her, und das eben ist das Wunder, daß Alles gewöhnlich ist und doch Außerordentliches daraus hervorgeht. Wie zeigt sich das wieder an dieser Geschichte!

Gerade dort, wo die Gemarkungen zweier Dörfer sich scheiden, mitten im Walde wurde in der Frühlingsnacht zur Zeit des Vollmonds eine schreckliche That vollbracht. Ein Mann kniete auf einem andern, der leblos dalag. Eine Wolke verhüllte das Antlitz des Mondes, die Nachtigall hielt

inne mit ihrem schmetternden Gesang, Knieende den Dahingestreckten ansuchte und was er fand, zu sich stecte. Jetzt nahm er die Schulter und wollte ihn hinabtragen Strom, der fernher rauschte, um ihn dort senken. Plötzlich blieb er stehen, keuchen der todten Last. Der Mond war herau und warf sein sanftes Licht durch die und es war, als ob auf den Strahlen des des die Tone eines herzergreifenden Liebes gen würden. Ganz nahe blies ein Post Weisung des Liebes: „Denkst Du daran Wiederhall in Thal und Feld gab es zu es war, als ob die Berge und die Bän gen: „Denkst Du daran!“ Dem Tragenbe wie wenn die Leiche auf seinem Rücken würde und ihn erwürge. Schnell war Last ab und sprang davon, immer weiter

— Endlich, am Strome blieb er stehen und schaute hin, Alles war still und nur die Wellen schienen schnell dahin, als eilten sie fort von dem Ufer. Dieser ärgerte sich jetzt, daß er die Spuren seiner That nicht vertilgt habe und sich von überbarer Furcht fortreiben ließ. Er eilte nun rück, wandelte hin und her, bergauf und bergab, Schweiß rann ihm von der Stirne; es war ihm, als ob er Blei in allen Gliedern hätte. Ein Nachtvogel fuhr flatternd auf, wenn er durch's Dickicht drang, aber nirgends fand er Gefuchte. Er hielt an, um sich zurecht zu machen, um sich die Gegend genau zu vergegenwärtigen, aber kaum war er drei Schritte gegangen, war er in der Irre; Alles stimmte vor seinen Augen und es war ihm, wie wenn die Bäume auf- und niederwandeln und ihm den Weg verstellten. Der Morgen brach endlich an: Vögel schwingen sich auf und sangen ihre Morgenlieder, vom Thale und aus den Bergen klang man Peitschen knallen. Der Mörder machte Zeugniß eiligst davon. —

Bauer, Die Leiche wurde gefunden und nach dem Ufer hinüber gebracht, in dessen Gemarkung sie lag. An dem rechten Schläfe trug der entseelte Körper Spuren eines Schläges, wie von einem scharfen Stein. Er kaufte ein Wanderbuch, kein Kennzeichen war zu finden, aus dem man die Herkunft des Entseelten hätte nehmen konnte. Auf dem Kirchhofe, der neben

der Kirche hoch oben auf dem Hügel liegt, an dessen Fuß die Landstraße in Felsen gehauen vorüberzieht, sollte nun andern Tages der todte Fremde begraben werden. Eine unzählige Menge Menschen folgte dem Zuge. Sie waren aus allen benachbarten Dörfern gekommen, jeder wollte seine Unschuld, seine Trauer und seine Theilnahme bekunden. Still, ohne laute Klage, nur mit tiefem Weh im Herzen, bewegte sich der Zug den Berg hinan. Der Geistliche hielt eine ergreifende Rede. Zuerst redete er den Entseelten an und sprach: „Auf dem Wege bist Du gefallen. Wer weiß, wohin Dein Herz sich sehnte, welches Herz Dir entgegen schlug. Möge der, der Alles kennt und Alles heilt, Ruhe und Friede in die Seelen der Deinigen senden. Unbekannt bist Du gefallen von unbekannter Hand. Niemand weiß, woher Du kamst, wohin Du gingst, aber Er, der Deinen Eingang und Deinen Ausgang kennt, hat Dich Bahnen hinansteigen lassen, die unser Auge nicht sieht. Zu welcher Kirche Du gehörtest, welche Sprache Du redestest, wer mag den stummen Mund fragen? Du stehst jetzt vor Ihm, der über allen Kirchen thronet, den alle Sprachen nennen und doch nicht zu fassen vermögen. Erhebet mit mir Eure Hände,“ fuhr der Geistliche zu den Versammelten fort, und Alle hoben die Hände empor; dann sprach er wieder: „Wir erheben unsere Hände empor zu Dir, o Allwissender! Sie



sind rein von Blutschuld. Hier im Lichte der Sonne bekennen wir, wir sind rein von dieser That. Die Gerechtigkeit aber wird nicht ausbleiben. Wo Du auch weilest, der Du Deinen Bruder in Balbesnacht erschlugst; das Schwert schwebt unsichtbar über Deinem Haupte, und es wird fallen und Dich zerschmettern. Kehre um, so lang es noch Zeit ist. Häufe nicht Frevel auf Frevel, denn einst, wenn sie ertönt, die Posaune des Gerichts"

Da, plötzlich hörte man von der Straße herauf das Pöfthorn erschallen. Das Lied erklang: „Denkst Du daran!“ Alles schwieg und hielt den Athem an. Aus der Mitte der Versammelten stürzte ein junger Mann nieder und rief: „Ich bin's!“

Nachdem man ihn aufgehoben, gestand er reumüthig seine That, wie er in der Stadt das Geld des Herrn, bei dem er diente, verspielt habe, wie er den Fremden, den er nur niederwerfen wollte, ermordet habe, wie die Töne des Pöfthorns ihn verwirrt, wie er seine Hand brennend gefühlt habe, da er sie zum Himmel erhob, und wie jetzt dieselben Töne des Pöfthorns ihm das Geständniß abpressten.

Still, ohne laute Klage, nur mit leisem Weh im Herzen, hatte sich der Zug den Berg hinabgewegt, mit zitternder Seele, Thränen in den Augen, laut das Unheil beklagend, kehrten Viele heim. Zwei Menschen waren auf ewig aus der Genossenschaft der Menschen geschieden.

A f f o r d i r t.



lieber Herr Gott! „besete ein Mann mit Andacht, „bescher mir doch hunderttausend Gulden.

Ich will ja gern und gewiß die Hälfte davon an Arme ver-

schenken. Oder, wenn Du mir das nicht glaubst, bescher mir gleich nur fünfzig Tausend.“

Verkehrte Welt.

Es reist ein Mann von Frankfurt nach Leipzig, er ist gar schwächlich und dünn, um so mehr Platz nimmt aber eine dicke Frau neben ihm im Eilwagen ein. Kaum sind sie über die Hano Warte hinaus gekommen, zieht die Frau Schächtelchen heraus, es ist aber kein Tabak darin, sondern Zigarren und Feuerzeug. Die Frau fängt nun an, tapfer zu schmauchen und der dicke Herr rückt unruhig hin und her, bläst von Zeit zu Zeit und schnappt nach Luft. Endlich faßt er sich zu Muth und sagt: „Entschuldigen Sie, meine Dame, ich kann das Rauchen nicht ertragen.“ Die Dame lacht ihn aus, er aber, da er einmal im Wagen d'rin ist, geht weiter und ruft den Kondukteur. Unter vielem Gelächter aller Reisenden muß endlich die Dame das Rauchen aufgeben.

Der Gevattersmann kennt den Mann und die Frau, denen diese Geschichte passiert ist. Man aber nicht davon sprechen, sonst werden sie böse.

G a r a n t i r t.

Der Kronenwirth zu N. in der badischen Provinz machte sehr oft einen Handel mit einem sogenannten Roßtäuscher. Dieser war zufällig ein Jude. Ich sage zufällig, denn die jüdische Religion hat nichts mit dem Roßhandel und vorweg nichts mit dem Roßtäuschen zu schaffen. Der Roßtäuscher war obgleich ein Pissifus, wurde doch auch oft angeführt; er machte es dann wie die Kinder in der Ohrfeigen-Spiel, und sagte zu sich: Gib's wem Du willst. Der Kronenwirth wurde nun auch oft angeführt, was bald bekam er einen Kopper, bald ein Pferd, den Roß nicht einspännig ging, bald einen Lederfresser. Das, wie Du wohl weißt, immer am Lederwerk knurrend. Einstmalen kam der Roßtäuscher wieder und sagte: „Kronenwirth, brauchst Du keinen Gaul?“

Dem Kronenwirth war es nun gar beunruhigend, daß ihm die Pferde so vor's Haus gebracht worden, und daß er weiters keine Mühe damit hatte, Er sagt daher:

„Freilich brauche ich einen, aber Altes mit ich laß mich nicht mehr hinter's Licht führen. Ich muß mir, wenn wir Handels eins werden, garantiren, daß ich für das Koppen, Einspänniglaufen und Lederfressen garantiren.“

„Weiter nichts? Auch gut,“ war die Antwort, und sie wurden Handels eins und wurden, wie Schriftliche wurde aufgesetzt.

Andern Tages kommt der Kronenwirth mit einem

Stäuscher und sagt: „Kannst Deinen Gaul wieder holen, er koppt.“

„Das ist ja recht“, sagt der Roßtäuscher, „ich Dir ja für das Koppen garantirt.“

Jetzt gehen dem Kronenwirth die Augen auf,

und er reitet zu einem Rechtsanwalt, bekommt aber den Bescheid, daß da nicht zu helfen sei, denn da steht Schwarz auf Weiß: „Für das Koppen, Einspänniglaufen und Lederfressen wird garantirt,“ statt daß es heißen sollte: „Gegen das Koppen u. s. w.“ Der Kronenwirth erhält nun den

guten Rath, künftig vorsichtig zu sein. Was hilft aber der Herr von Künftig? der Meister Jetzt gilt. Betrübt und fluchend geht der Kronenwirth zu einem Bierbrauer. Der Bierbrauer hat mit seinem einfachen Verstand das rechte Loth gefunden, wo die Geschichte hinaus muß. Das Schriftliche in Händen haltend fragt der Bierbrauer: „Koppt Dein Gaul?“ „Freilich.“ „Geht er einspännig?“ „Ja.“ „Frißt er Leder?“ „Nein, das thut er nicht.“ „Halt! Jetzt muß er ihn wieder nehmen; er hat auch dafür garantirt.“

Und so geschah es auch. Der Roßtäuscher mußte den Gaul wieder nehmen, weil er — kein Leder fraß.



Der Seiler von Fürfeld.

Wenn der alte Held Alexander von Mazedonien weit hinten in Persien eine gewaltige Schlacht auch oft ann, sagte er immer: „Was werden zu Hause Kinder und Nachbarn Leute, die Athener, dazu sagen? Gib's mir wenn ich nach Haus komme, zeige ich ihnen oft an, was ich erobert habe, daß sie sich darob in Pferde den Kopf stellen!“

Das, oder doch wenigstens so sagte Alexander vor mehr als zweitausend Jahren, und wenn der Seiler von Fürfeld in der weiten Welt Gaul? „Sehen etwas Auserordentliches passirte, dachte gar beunruhigt: „Was werden sie daheim in Fürfeld gebracht? Ist das ein kleines Dorf und steht auf keiner Karte, was werden sie wohl dazu sagen? werden sie denken, wenn ich einmal heim-“

Der Alte mit Kutsch und Pferd? „Führen ist heimgekommen mit Kutsch und Pferd, werden, hat nicht mehr gehört, was die Fürfelder da-“

en und igen. In der langen Kirchhofmauer zu Fürfeld hatte war die Seilermeister seine Werkstätte, und es ging ins und, wie es das Geschäft mit sich bringt, ihm seinem Lehrlingen immer hinderlich. Der Wirth Junge, er hieß Franz mit Namen, war schon

frühe ein absonderlicher Kopf, der sich oft an die Kirchhofmauer stieß, d. h. in Gedanken. Er konnte nicht begreifen, warum man die Todten in eine Mauer einschließe; eine lebendige Hecke wäre viel schöner gewesen. Dann blickte Franz oft hinüber nach dem Plätzchen, wo sein Vater und seine Mutter liegen. Es war gut, daß er sich am Seile halten und rückwärts gehen konnte, denn Thränen verdunkelten sein Auge und seine Knie zitterten. Dort lagen alle seine Lieben, er hatte keine Geschwister und keine Verwandten. Wie das aber so geht: wenn man tagtäglich etwas sieht, merkt man nichts mehr davon und das Gefühl stumpft sich ab. So sah Franz auch bald nicht mehr an die Mauer und sah nicht mehr nach den Gräbern hinüber.

Viele tausend Menschen sehen nichts mehr von den Verheerungen und Traurigkeiten auf ihren Wegen, weil sie daran gewöhnt sind, und sie leben gedankenlos fort.

Die Zeit der Wanderung kam. Franz hatte leichtes Gepäck, aber auch viel leichten Muth. Als er an dem Kirchhof vorüberzog und den schmalen ausgetretenen Fußpfad sah, den er tausend- und aber tausendmal gemessen hatte, da dachte er

mit schwerem Herzen daran, was für neue unbetretene Pfade er jetzt zu wandern habe. Noch ein Blick hinüber nach jener heiligen Stätte und fort ging's mit lustigem Liede.

Franz war ein frommes, vertrauendes Gemüth, und war dabei streng katholisch erzogen. Er wanderte nun vorerst nach den südlichen Ländern, wo seine Religion die allgemeinste war und auch herrschte. Er fand nur selten Arbeit. Da nahm er sich endlich vor, nach Italien zu wandern; er wußte selber nicht recht warum, aber ein wandernder Handwerksbursche macht keinen Umweg, wenn er auch noch so sehr fehl geht. Er findet auch hier wenig Arbeit, denn man hat inländische Stricke

genug und braucht keine fremden und auch in der laufen die ärgsten Spigbuben ungehängen umher. Franz geht zuerst auf Venedig zu. Dort will er lernen, große Schiffstaue machen. Darnach will er beten, er groß Verlangen. Unterwegs aber muß er jezt. Trauer sehen, daß seine Stiefel nicht mehr zu halten wollen, sondern nach allen Seiten hin zerfallen. Er nimmt nun die Fußbekleidung in die Hand und marschirt barfuß weiter. Eines Tags als ihn die Füße gewaltig brennen, legt er sich am Saume eines Waldes nieder, um zu schlafen. Vorher betet er noch vor einem nahen Bilde, das ihn Gott, er möge ihm doch beistehen und ihn zu Allem ein Paar gute Stiefel beschereen.



Ein Duzend schwarzbärtiger Kerle, den Hut tief in die Stirne gedrückt, kommen aus dem Walde, sehen den schlafenden Gefellen, lachen und murmeln unter einander: „An dem ist nichts zu holen, der hat keine Stiefel mehr.“ Ein muthwilliger junger Fingerlang schleicht indeß herzu und wirft aus Spaß die Stiefel des Seilers eine tiefe Schlucht hinab, wohin fast noch nie ein Stiefel gekommen ist. Darauf schreiten sie fürbaß und harren in einer Schlucht des schwergepackten Reisewagens, der eben herankommt. Mit Pistolen, Dolchen und langen Messern zwingen sie die Reisenden auszustiegen und sich Alles nehmen zu lassen. Der Postillion scheint mit im Einverständnis zu sein, Alles geht so schnell und ruhig

her, als ob es eine friedliche Theilung wäre. Erst geht noch der junge Bandit auf einen lahmen Mann, dem Ansehen nach ein Engländer, zu und sagt: „Herunter mit den Stiefeln.“ Nach der Drohung, daß ihm die Füße abgetreten würden, willfahrte der lange Engländer. Eilt der Bandit auf unsern schlafenden Franz, stellt ihm die schönen Stiefel hin, und nach Weile ist Alles still, wie wenn weit und breit kein Mensch gewesen wäre. Als Franz erwacht, er wiederholt die Augen, da er die schönen Stiefel sieht; er zieht sie aber ruhig an, sie sind wie angegossen und er sagt: „Die hat mir Herrgott durch einen Engel hinstellen lassen. Ich würde sie daheim in Färseld dazu sagen

ad auch in der zweite Gedanke unseres Franz. War
angen umher froh und zuversichtlich, so war er's jetzt
Dort wilst; denn er glaubte steif und fest, er dürfe
arnach beten und schlafen, und es würde ihm Alles
muß er heert. Das ging aber nicht immer so glück-
t mehr. Und er mußte in Venedig mit leerem Ma-
iten hin herumlaufen und in den offenen Säulengän-
dung in auf den Steinen schlafen. So hatte er sich
Eines Tag Abends, als es zu dämmern begann, ein
legt er's Plätzchen ausgefacht. Nicht weit von ihm
zu schloß sich ein schwarzbärtiger Mann niedergelassen
den Blick suchte Franz für „sein freies Leben in den
und ihngen“, wie er die Räuberei nannte, zu wer-
ren.

Franz wollte aber nicht mithun, legte die
ne über einander und betrachtete die vom
mel geschenkten Stiefel, das waren Wunder-
e, sie schienen für die Ewigkeit gearbeitet.
Bandit behauptete, er habe Franz die Stie-
geschenkt, dieser aber lachte ihn aus und schalt
einen Ungläubigen. Schon mehrmals war ein
in vorübergeschlichen und hatte Franz und sei-
Kameraden genau betrachtet. Jetzt kam er
er, in Begleitung von einem halben Duzend
ber. Ohne viel Federlesens wurde Franz und
Kamerad festgenommen und ihnen frei Vorschie-
wiesen. „Was werden sie in Fürfeld dazu
“, dachte Franz wieder, und jetzt war er
daß man dort nicht Alles von seinen Schick-
ersuhr, so gerne er das auch vormals ge-
acht hatte. Mit gutem Gewissen in der Brust,
Franz ruhig ein. Wie erstaunte er aber
in Morgens, als er im Verhöre vernahm,
er wegen seiner Stiefel, die er geraubt habe,
klagt sei. Franz behauptete nachdrücklich, er
darum gebetet und habe sie direkt vom Him-
bekommen. Da nahm der Engländer — denn
and anders als dieser hatte die Weiden ver-
lassen — ein Messer, schnitt die Doppel-
an den Stiefeln entzwei, zog eine Menge
noten, die viele tausend Gulden zu bedeu-
teten, heraus und sagte: „Diese habe ich
verborgen, um mich vor den Räubern zu
lassen.“ Jetzt gingen Franz die Augen auf, und
achte daran, was ihm der Bandit gestern ge-
hatte. Er zitterte wie Espenlaub und der
er sah das für ein Zeichen der Schuld an.
aber überlegte, ob er den Banditen ver-
dürfe. Er sah fast keinen andern Ausweg.
kam der Gefängnißwärter und brachte einen
den der Bandit aus seinem Fenster ge-
lassen hatte. Der Engländer erkannte ihn als
Eigenthum, und nun war die Schuld des Un-
gewiß. Der Bandit gestand auch, da er
ihrt war, die Geschichte mit den Stiefeln
Grevattiersmann.

ein, und Franz konnte frei und barfuß davon
ziehen. Jetzt dachte er wieder an's Arbeiten und
ging nach dem Strande. Dort traf er auch den
Engländer, der sich in ein Gespräch mit Franz ein-
ließ und Wohlgefallen an ihm zu finden schien.
Der Engländer war ein höherer Offizier der
Flotte und versprach Franz, zu seinem Glück
zu verhelfen, wenn er tüchtig arbeiten könne.

Nun lernte Franz alle Seilerarbeit auf den
Schiffen machen, und als der Engländer zurück
reiste, nahm er ihn mit.

Durch Fleiß und Geschicklichkeit ward Franz
in England mit der Zeit ein angesehen Mann,
der Hunderte von Seilern beschäftigte. Oft, wenn
er so sein Wesen übersah, dachte er: „Was wür-
den sie in Fürfeld dazu sagen“, und er nahm
sich vor, wenn er Hunderttausend Gulden hätte,
zurück zu kehren. Wie das aber so geht, als
er die Hunderttausend hatte, wollte er nur noch
dies und jenes Geschäft machen, und so wurde
er ein alter Mann mit grauen Haaren, der an
sein Testament dachte.

Wie erstaunte eines Tages die Fürfelder, als
ein schwarzer Wagen mit schwarz behangenen Pfer-
den und in Trauer gekleideten Bedienten in das
Dorf kam, und die Leiche des Franz brachte, der
hier neben seinen Eltern ruhen wollte. Er hatte
all sein Vermögen der Gemeinde vermacht, mit
der Bedingung, daß man die Kirchhofmauer in eine
Hecke verwandle, was man auch gerne that.

Könnte er nur jetzt hören, was sie daheim in
Fürfeld dazu sagen, und wie sie ihn loben und
preisen, da er ihrer nie vergessen hat.

Doppelt genäht hält fest.

Der Hagenmaier ist ein einfacher Bauer, aber
das will viel heißen, mehr als man glaubt; un-
ter dem groben dreieckigen Filzhut ist ein feiner
Kopf mit geradem Verstand. Das hat er wieder
bei der letzten Landstandswahl gezeigt. Am Wahl-
tage zieht er seine schönsten Sonntagskleider an
und geht nach der Stadt. Es ist ein Grundsatz
Hagenmaier's, daß man bei Volksversammlungen,
und namentlich bei Ausübung der Wahlrechte, seine
besten Kleider anlegen solle; erstlich, weil das zu
einer feierlichen Handlung gehört, und zweitens,
weil man sich selber dadurch ehrt und achtet. Auch
macht sich der Hagenmaier früh auf den Weg,
denn er denkt bei solchen Dingen: Eine Stunde
zu früh, ist viel weniger als eine Minute zu
spät. Der Hagenmaier trinkt in der Stadt vor-
her noch einen Schoppen in der Sonne, sowohl

zur Herzerstärkung für sich, als auch für die andern Wahlmänner, die er da trifft und mit denen er zusammenhalten und gemeinschaftlich auf's Amtshaus gehen will. Er trifft aber auch noch einen unerwarteten Gast, nämlich den Schreiber Schilling. Er sitzt oben am Tische und spricht ein Langes und Breites: wie unschicklich es sei, daß der Gutsbesitzer Werner sich in den öffentlichen Blättern um die Abgeordnetenstelle beworben, und dabei seinen freisinnigen Katechismus wie ein Schulbub aufgesagt habe. „Es ist gar keine Schamhaftigkeit, gar keine Zurückhaltung mehr da. Wie kann man sich nur persönlich und öffentlich so preisgeben? Das schickt sich nicht für einen Mann.“ So schloß der Schreiber Schilling seine wohlgeleitete Rede.

Der Hagenmaier wollte eben sein Glas zum Munde führen, er setzte es aber ab und fragte:

„Herr Schilling! Würden Sie die Stelle eines Sekretärs bei der Kreisregierung annehmen, wenn sie frei wäre?“

„Welche Frage! Mit zehn Händen“, war die Antwort.

„Und würden Sie sich darum bewerben? Eine Eingabe machen, oder gar selber hinreisen und bei den Herren anklopfen und Bücklinge machen?“

Der Herr Schilling stuzte und schwieg, der Hagenmaier aber fuhr fort: „Ja, so ist's, wenn's euch dient, da seid ihr bei der Hand und sagt: man soll bescheiden und zurückhaltend sein, man soll warten wie ein Mädchen, bis der Freier kommt und sagt: Willst mich? Ich frage aber Jeden mit gesundem Verstand: Ist es nicht viel ehrenvoller, sich um eine Stelle zu bewerben, die nichts einträgt, keine Besoldung, keine Pension, keinen Wittwengehalt, nichts — als um eine Stelle, bei der man das Alles bekommt? Es ist kein Leckerbissen, heutigen Tages Volksabgeordneter zu sein: Monate lang von Haus und Hof, von Frau und Kind weg sein, alle Tage fünf, sechs Stunden in die öffentlichen Sitzungen, dann wieder in die Abtheilungsitzung, auch zwei, drei Stunden, und dann die Berichte durchlesen, Anträge aufsetzen und dann in der Sitzung sich ärgern, daß einem die Galle überläuft, am Ende einen Beschluß zu Stande bringen, der von da und dort doch wieder umgestoßen oder verschnipfelt wird, und bei alle dem doch bei der Hand bleiben. — Ich sag's noch einmal: Es ist kein Leckerbissen, heutigen Tages Volksabgeordneter zu sein. Wir müssen den Männern danken, die die Stelle übernehmen und nichts wollen als das allgemeine Beste, nichts für sich, kein höher Amtchen, gar nichts. Und um eine solche Stelle soll man sich nicht öffentlich bewer-

ben dürfen? Aber um andere Stellen, nicht, am Platz; nicht wahr, Herr Schilling? Der Herr Schilling und die mit ihm sind, möchten, verfiel in die Suppe speien, damit sie nur allein richten, essen können. Der Werner hat rechtschaffen kanthandelt, daß er öffentlich gesagt hat, was er kanthandelt und was man soll. Meine Stimme hat er. —

„Und meine auch,“ riefen fast alle Anwesenden wie aus Einem Munde. Der Herr Schilling und die Wahlmänner gingen bald dem Amtshause. — Dort war noch ein sehr heftiger Kampf zu bestehen, weil es ein feinerer war.

Der Herr Wahlkommissär sagte, bevor die Wahlhandlung begann: „Meine Herren!“ that Vielen bis in den kleinen Zehen hinab, daß er so sagte; er merkte das und wieder daher nochmals: — „Meine Herren! Ich durchaus keinen Einfluß auf Ihre Wahl auszuüben. Sie wählen als freie Männer, nach Ihrem Wissen und Ihrem Pflichtgefühl. Ich will da nichts gegen den Werner sagen. Er ist allerdings ein werthvoller Mann bekannt, man weiß, was er gegen ihn; er versteht die Landwirtschaft und Hauswesen ganz gut in Ordnung zu halten, er die Staatsangelegenheiten eben so versteht, er da die nöthigen Kenntnisse hat, die man hinterm Wirthstisch holen kann; ob er wissenschaftlich gebildet, studirten Männern gegenüber Gabe der Rede hat; ob er die Bedürfnisse des Wahlbezirks, Alles, was wir nöthig haben, hörig vorbringen, vertheidigen und durchsetzen kann — Meine Herren! Ich weiß das nicht, Sie können es auch nicht wissen, denn so zeigt erst die Erfahrung. Es fragt sich, ob er gut thut, auf's Gerathewohl dabei zu verfahren, einen Mann zu wählen, der sich vielleicht Nebenhand eines Advokaten geben muß. Mein Vorschlag ist: Sie wissen selber, was Sie zu thun haben, und ich spreche bloß, um Ihnen diese wichtige Wahl nochmals an's Herz zu legen. Ich will Ihnen keinen Einfluß auf Ihre Wahl üben.“

Der Regierungsrath Müller, der ebenfalls an vielen Seiten in Vorschlag gebracht wurde, gestand sich aber nicht öffentlich aufgedrängt hat, daß er persönlich unbekannt und ich habe keinen Einfluß auf sein Interesse zu verfechten. Hochgeschätzt wird er von allen Seiten, möchte er unserem Wahlbezirk zum Ruhm und zur Ehre dienen. Ich habe so nöthige Straßenbau durch das N. Th. hat N. wird in ihm einen warmen Vertheidiger und sein Einfluß mag wohl dazu helfen, um eine Straße — die schon längst hätte gebaut sein müssen, wenn unser Bezirk nicht stiefmütterlich behandelt würde — zu verschaffen. Ich halte große Hoffnungen auf ihn.“

ellen, nicht, ohne Einfluß auf Ihre Wahl üben zu
g? Deren, Ihnen die Wahrheit zu sagen. Vor Al-
möchten versichere ich Sie nach den gewissenhaftesten
r allein richten, die ich mit meinem Ehrenworte bekräf-
tichschaffen kann, daß der Herr Regierungsrath Müller
t, was eh aus ein Mann des Volkes ist. Er ist selber
at er. — Sohn eines Bauern, die Volksrechte sind ihm

theuer und heilig und er steht für sie ein. Wah-
len Sie nun nach Ihrem Pflichtgeföhle." So
redete der Wahlkommissär. Manche sahen sich
stutzig an. Da trat der Hagenmaier vor und sagte:

"Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, Herr
Kommissär!" — Alles schaute auf ihn. — "Der
Regierungsrath Müller ist ein Mann des Volkes,
das ist gut; deswegen wählen wir jetzt
gerade den Werner, das ist ein frei-
sinniger, unabhängiger Bürgersmann,
dann haben wir's doppelt. Drüben,
auf Seite der Regierung ist der Re-
gierungsrath, der ist für's Volk, für
uns, den brauchen wir nicht wählen,
den haben wir ohnedieß, er ist ja an-
gestellt; jetzt nehmen wir haben den
Werner, dann haben wir's doppelt, und
doppelt genäht hält fest."

Und so geschah es auch. Werner
wurde gewählt und bewährte sich als
ein edler, tüchtiger Mann, der mit ein-
fachen Worten immer den Nagel auf
den Kopf trifft. Die Strafe durch das
N. Thal ist allerdings noch nicht gebaut,
aber die Leute lernten einsehen, daß die
Staatsgelder vor Allem zu allgemeinen
Zwecken da sind und nicht bloß zum
Nutzen eines Bezirks. Sie behelfen
sich, so gut es geht.



Vom Gewerbsfleisse.

zu verm einer Stadt am Rheine geht die allge-
meine Lebensart: „Des Dagen Pump hat das
Mein Wasser“, und nun lauft Alles hin mit Krü-
zu thun Flaschen und Kübeln und pumpt und pumpt,
wichtiges Wasser ist in der That heil und frisch,
wenn man's trinkt, ist es, als ob man er-
den Thau in allen Gliedern spüre. Weil
er ebenfalles an der Pumpe sein Wasser holt, so ist
ht würdestandenes darin, der Quell sprudelt im-
ht hat, ich herbei; weil man's für das beste hält,
keinen wird es das beste.

geht es auch mit manchen Erwerbszwei-
Wenn die Leute einmal Vertrauen dazu
so findet Alles schnell Absatz, und der
N. Tha hat dadurch Gelegenheit, immer Neues
Besseres zu Markte zu fördern.

manchen Gewerben will es in unserem
Vaterlande nicht recht fort; besonders
habe große Einrichtungen, Fabriken, nicht recht

gedeihen. Warum? daran ist nicht bloß Schuld,
daß uns Engländer und Franzosen mit Dingen
den Markt überföhren, die wir selber eben so gut
hoben und machen können, daß wir nicht, wie
man es nennt, Schutzzölle genug haben; sondern
daran bist auch Du selber Schuld. Du kaufst
viel lieber ein Rasirmesser, ein Nadelbüschchen
oder eine Sense, weil das, wie der Kaufmann
versichert, „gestern aus Paris — aus London an-
gekommen ist.“ Dächtest Du dabei weiter, so
würdest Du sagen: „Ich will aber deutsches.“
Das käme dann Dir und Deinem Bruder zu
gute. Es giebt genug unbeschäftigte Hände und
leere Wagen in Deutschland, die dadurch etwas
zum Verarbeiten bekämen. Das ist ein Haupt-
stück, über das sich noch viel sagen ließe. Viel-
leicht kommen wir ein andermal wieder darauf zu
reden.

Die Frau Bürgermeisterin.



Das ist eine wackere Frau — so sagt jeder Einwohner des Städtchens Thalheim, Groß und Klein. Denn obgleich oder weil die Frau Bürgermeisterin keine eigenen Kinder hat, ist sie eine Mutter aller Kinder. Ihr solltet sie sehen, wie sie in der Kleinkinderschule waltet und sorgt, wie sie die Kinder ermahnt, ihnen aber auch dabei die Näschen putzt, wie sie mit den Kindern spielt, und ihnen wiederum Suppe kocht und für Alles sorgt. Wenn ihr das sähet, würdet ihr auch sagen: Ja, das ist eine wackere Frau.

Der Gevattersmann freut sich, daß er noch mehr von der Frau Bürgermeisterin erzählen kann. Er hat sie erst vor Kurzem recht kennen gelernt, und während er jetzt hier sitzt, an sie denkt und von ihr schreibt, ist es ihm, als ob er ihr freundlich mildes Angesicht sähe, auf dem die Gutherzigkeit ausgeschüttet liegt. Es giebt nichts Schöneres, als so ein Menschenantlitz, aus dem die Menschenfreundlichkeit, die Freude, das Gute zu wollen und zu wirken, aus allen Zügen heraus spricht. Wer da hinein sieht und sich nicht zu allem Guten angefeuert fühlt, in dem muß ein

böser Geist oder ein schwerer Kummer wohnen, der ihn nicht zu sich selber kommen läßt.

Es war ein schöner, heiterer Frühling, als der Gevattersmann mit dem Bürgermeister und seiner Frau durch die Allee spazierte, rings um die Stadt führt. Die Bäume, 20—25 Jahre alt, seit dem neuesten Frühling hatten gesunde Stämme und standen in Blätterpracht; Hecken und Blumenbeete waren lachend da und dort verbreitet, die Vögel sangen den Zweigen und den Büschen. Lustige Knaben spielten da und dort mit Hade und Schaufel den Regen, oder an einem Blumenbeete. War so heiter und glücklich, daß es das Herz freute.

Hier ward nun auch die Geschichte dieser berichtet, und sie soll hier weiter erzählt werden mit dem Wunsche, daß sie da und dort Nahrung finde.

Es sind jetzt mehr als zwanzig Jahre, da der Bürgermeister eines Abends misanthropisch verstimmt nach Hause, setzte sich an's Fenster, melte an die Scheiben und pfiß leise dabei, was er das oft thut, wenn ihm etwas quer geht. Die Frau läßt ihn eine Weile gehen, denn sie weiß schon, daß er auspacken wird, wenn er Zeit ist. Sie verrichtet ihr Hausgeschafft und still, und kommt dann endlich mit der in's Zimmer. Sie setzt sich nieder und Strümpfe zu stopfen.

„Es ist doch jämmerlich, jämmerlich,“ sagt der Mann, die Stube auf- und abgehend. „Kommt doch oft zu dem Vorsatz, sich gar mehr um das Gemeinwesen zu bekümmern. Glück und Frieden nur in seinem Hause zu schaffen.“

„Was ist denn geschehen?“ fragt die Frau und legt die Strümpfe weg.

„Da sind heute Nacht wieder nahe an hundert Bäume in der Anlage beschädigt, die Blumenbeete fast alle muthwillig zertreten worden. Wir haben mit so viel Mühe und Kosten den Garten ben ausgefüllt, die Anlagen gemacht, um ihn zu vergnügen. Spaziergang zu schaffen, und aus purem Muthwillen zerstört man das Alles.“

„Freilich, Aufsicht ist da schwer,“ sagt die Frau.

„Es kann hier gar keine Aufsicht geben,“ erwidert der Bürgermeister, „die Sache ist zu groß. Und dann, soll man einen Büttel hinstellen, um die Leute davon abzuhalten und zu strafen, wenn ihre eigene Lust und Augenweide nicht

immer wo
läßt.
Frühling
Bürgermei-
spazierte
Bäume,
sten Fri-
er in
ete waren
gel sang
ge Knabe
Schaus-
undeete.
das He

hte diese
rzählt m
dort M

Zahre,
nismath
Fenster,
eise dab
quer ge
eile gen

n wird,
geschäst
mit der
er und

erlich,"
ehend.

sich gar
efümme
Haus

fragt di

nahe an

, die

en word

n den

nacht, u

affen,

ort man

sagt d

acht ge

st zu w

l hinsie

strafen

nicht



das nicht erbärmlich? Wir haben überall Ta-
angeschlagen, worauf es heißt, daß die An-
unter den Schutz des Publikums gestellt
Sie wurden doch beschädigt. Wir haben
Wort Publikum wieder weg gethan, weil Je-
glaubt, er sei nicht damit gemeint, und haben
Wort: Bürgerschaft, dafür gesetzt. Und jetzt
die Pflanzungen wieder gleicher Weise be-
legt. — Es ist kein Gemeinfinn unter den
gen. Sie fühlen und erkennen es nicht,
es ihre eigene Sache ist, die sie hier beschützen
in Obhut nehmen."

"Gewiß," sagt die Frau, "der Gemeinfinn
leider noch sehr. Der Sinn für das All-
gemeine, Gemeinsame, das Niemand allein, son-
allen angehört, ist nur in Wenigen wach und
thig. Ich habe das auch schon oft an den
en und bei der Suppenanstalt erfahren. Es
er nicht immer Schuld der Leute, wie Du
schon oft gesagt hast, daß Ihnen der Ge-
m fehlt. Man überläßt ihnen ja nichts
heines, an dem sie sich freiwillig betheiligen
Alles soll von besonders dazu Angestellten
esoldeten besorgt werden. Der Gemeinfinn
nicht recht gebildet, und er hat auch oft
woran er sich ausbilden kann. Ich meine,
ollte aber mit der Jugend anfangen, den

Gemeinfinn zu wecken; damit es jedem Kinde
von frühester Zeit an klar wird, wie durch die
Wahrung dessen, was Alle angeht, jedem Einzel-
nen das Gute und Rechte geschieht."

"Die Jugend, die Jugend!" antwortete der
Bürgermeister fast zornig. "Soll man denn im-
mer für das kommende Geschlecht harren? Immer
glauben, die Zukunft, die Nachkommen, die werden
alle Schulden einlösen und Alles in die Reihe
bringen? So haben gewiß unsere Vorfahren auch
gedacht, und ich meine, wir dürften einmal selber
etwas fein und uns selber als die Nachkommen
betrachten, auf die man die Hoffnung setzt. Ein-
mal müssen wir großjährig sein und das Erbe un-
serer Vorfahren antreten."

"Gewiß, und Du bist ja selber ein Beispiel
davon," sagte die Frau lächelnd, "aber mir fällt
eben ein, wie man die Jugend jetzt in einem
kleinen Stücke zum Gemeinfinn erziehen könnte."

"Das wird wieder einer von Deinen Vorschlä-
gen sein, die so in's Blaue hineingehen, weil Du
die Welt nicht kennst."

"Warte, Du!" sagte die Frau schelmisch, "Du
hast mir ja versprochen, diesen Männerübermuth
nie mehr gegen mich zu gebrauchen. Wir Frauen
kennen die Welt auch, wenn wir schon nicht so

en
ht
ie
ie
en
ie
is
st

st

st

st

st

st

st

st

st

st

st

st

st

st

st

st

st

viel draußen herumfahren. Das will ich Dir jetzt wieder zeigen."

"Nun so zeig es."

"Ich würde an eurer Stelle die neuen Anlagen unter den Schutz der Schulkinder stellen. Ja, lache nur, ich habe doch Recht. Ich berufe mich jetzt auch einmal auf den Erfolg, den die Sache haben wird. Die Kinder werden sich frühe daran gewöhnen, für Etwas zu sorgen, was der Gemeinde angehört, und das wird ihnen als Männer zu gute kommen. Und wie werden sie sich freuen, etwas thun zu können, nicht immer bloß Verbote vor sich zu haben. Wer Jemanden gut erziehen will, muß ihm sagen können: das thu'! und nicht immer sagen: das thu' nicht. Das finde ich schon bei den kleinsten Kindern. Wie freuen sie sich, wenn ich ihnen einen Auftrag gebe, das und jenes zu vollbringen. Die Erwachsenen werden aber — wenn Du meinem Rathe mit der neuen Anlage folgst — zuerst dieselbe unverletzt lassen aus Rücksicht für die Kinder, und dann wird nach und nach der Gedanke: daß ein Gemeingut hier in die Hand eines Jeden gegeben ist, erwachen und Schutz und Schirm genug bieten."

Und so geschah es auch nach dem weisen Rathe der Frau Bürgermeisterin. Jetzt ist die Anlage im üppigsten Wuchse. Manche Männer, die einst als Knaben hier die Bäume, Hecken und Blumenbeete warteten und pflanzten, sehen mit Wohlgefallen auf das schöne Gedeihen derselben und sind die unbezahlten aber eifrigsten Beschützer davon. Sie erinnern sich bei deren Anblicke der schönsten Stunden ihrer Kinderzeit, die sie hier verbracht, und jedes nachfolgende Rindergeschlecht tritt mit neuer Freude in das lustige Gebiet des Wirkens ein.

Man kann wohl sagen, mit diesen Anlagen wächst auch der Gemein Sinn. Der Gemeinbehalt von Thalheim gehört zu den geordnetsten, und wo es etwas Gemeinnütziges zu schaffen und zu wirken giebt, tritt Alles mit frischem frohem Muthe zusammen.

Die Frau Bürgermeisterin und ihre Freundinnen hatten dabei nicht wenig mitgewirkt. Denn das ist und bleibt wahr: wenn die Frauen das Edle und Uneigennütziges erfassen, so beharren sie darin mit einer bewundernswürdigen Ausdauer und Selbstaufopferung.

Man würde indeß sehr irren, wenn man glauben wollte, die Frau Bürgermeisterin sei eine von jenen Unausstehlichen, die alles lieber sein wollen, als was sie von Gottes und Rechts wegen sein sollen, nämlich Frauen. Im Gegentheil, trotzdem sie ein großes Hauswesen, Landwirthschaft

und Knechte und Mägde hat, weiß sie das Alles so zu ordnen, daß die Geschäfte wie Schnürchen fortgehen. Alles ist immer nett bei der Hand, wenn sie auch nicht immer ihrer Haushaltung redet. Ihr Mann hat Sprüchwort: Man hört bei mir die Haushaltungsmühle nicht klappern.

Wer die Frau Bürgermeisterin so im gewöhnlichen Leben handiren sieht, der könnte glauben, die denkt auch nicht weiter, als bis an den ihres Küchengartens. Das ist aber nicht wahr, wir schon gesehen haben. Der Bürgermeister schon schwere Opfer bringen müssen; aber auch kommen mag, die Frau Bürgermeisterin Alles mit, und das so heiter und froh, daß Jedem und vor Allem ihrem Mann das Herz quickt und ermuntert.

Die Frau Bürgermeisterin ist eine wahre Frau.

Die Hand drauf

In einem deutschen Lande, d. h. in einer der Theile Deutschlands, wurde zur Zeit des Friedens und der Ruhe die in Zeiten des Krieges um Land und Noth versprochene Verfassung endlich gewährt. Das war eine Versammlung von Abgeordneten, die man berufen, die über jeden einzelnen Satz der vorgelegten Entwurfs berathen sollten. Das war eine leichte Arbeit. Gar viel Hin- und Herredens gab es über die Garantien zur Aufrechthaltung der Verfassung, welche Gewährung der Bürgerschaft man festsetzen sollte, damit die herabende Verfassung nicht so mir Alles Dir aufgehoben werden könne, wie auch schon geschehen ist. Da sagte der Better Andres, der auch unter den Abgeordneten war: „Meine Herren, ist nicht nöthig, daß man eine Verfassung aufzuheben, um sie unwirksam zu machen und umgehen; da giebt's noch ganz andere Mittel. Giebt Leute, die mit dem Flurschützen gut und ihm unter der Hand Etwas zukommen und diese gehen dann zum Schaden der Landbesitzer den näheren Weg über die Wiese, gerade an dem Pfahle vorbei, worauf geschrien steht: Dieser Weg ist verboten. Der Pfahl steht, und die Leute gehen den weichen und bequemem Weg. Die besten, ja die einzigen Garantien zur Aufrechthaltung der Verfassung Landesgesetzes, bestehen darin, wenn alle ein wachsames Auge darauf haben, wenn sie dafür sorgen und die rechten Leute schicken mit sie nicht umgangen oder aufgehoben



Eine

Das ist

n hat,

in der

Landes

raum wa

das man

man in d

dem An

meist

den her

ie das
te wie
er nett
immer
n hat
ushaltu

in gew
ti glau
den
wahr,
meister
aber
sterin
oh, da
as Her

ine wo



Mit den Garantien geht's wie mit jenem Deckel auf dem Becher. Es stand einmal ein Mann zu Gevatter bei seinem Freunde, dem ein Sohn geboren worden war, und er machte ihm einen goldenen Becher zum Pathengeschenk. Der Vater betrachtet nun den Becher hin und her und sagt dann lächelnd: „Aber Lieber! wo ist denn der Deckel? Der fehlt ja, und da kann alles Ungeziefer hineinfliegen.“ Da nimmt der Freund die Hand des Vaters und legt sie auf den Becher und sagt: „Das ist der beste Deckel, und ein Schelm ist der Deckel, wenn er Unrath und Ungeziefer einläßt.“ Meine Herren! So sag' auch ich: die Hand d'rauf! das ist die beste Garantie.

en
ht
vi-
ie
n
te
i-
is
3-
d

Eine nicht gehaltene Rede.

Das ist kein Versprechen, das einer nicht gemacht hat, wie's leider schon oft geschehen ist, in feierlicher öffentlicher Versicherung — es ist nichts, als eine öffentliche Rede, die einem ges und stecken geblieben ist, was folgenden Her- gewährt hatte.

Letzten Jahres war die Eisenbahn von N. nach N. fern im Saale auch ein ungeheuer großes Wirthshaus. Das wie man's alberner Weise jetzt heißt: Hotel), Hin- man in der ganzen Gegend noch nie gesehen, en zur dem Anhaltsplatze entstanden war. Es war Gewälich mehr ein großer Saal, als ein Gast- it die denn heutigen Tages, wo die Leute wieder

Die von ge-
on ge-
auch m-
Herren-
lung ge-
schen u-
e Mitte-
n gut-
ommen
n der-
Wies-
f gesch-
Pfahl-
chen u-
einzig-
fassung
alle D-
enn sie
schicken
haben



heimrutschen oder nach den großen Städten fah- ren, braucht man selten viele Zimmer zum Be- herbergen. Zur Einweihung seines Wirthshauses veranstaltete der Besitzer ein großes, bestelltes Mahl, bei welchem sich alle sogenannten Honora- tionen der Umgegend einfanden. Ueber dreihun- dert gedeckte waren bestellt. Es war ein wahr- haft großartiger Anblick, als man in den säulen- getragenen kirchenhohen Saal eintrat. Von der Gallerie rauschte die Musik, von den Wänden er- glänzte das Marmorgetäfel um die goldumrahm- ten lebensgroßen Spiegel, und hell flimmerten die reichen, vielfach geschliffenen, gläsernen Kron- leuchter, die von der Decke herabhängten. Klang und Glanz überall. Alles war voll des Jubels und

Entzückens. Man saß endlich bei Tische, und trotz des Wirr- warrs ließ man sich wohl schmecken, was man habhaft wer- den konnte. Als dem Magen Genüge ge- than war, erhob man sich um — Trinksprüche auszu- bringen. Wenn diese recht ausgebracht werden, können sie sich oft zu freien Gebeten gestalten. Denn, wo die Men- schen, heiter oder ernst, zu dem Geiste aufschauen der alles

Leben schafft und hält, erheben sie sich zur andächtigen Gottesverehrung, wenn sie diese auch nicht immer in den gewohnten Formen aussprechen, sondern frei, wie es gerade ihr Gefühl ihnen eingiebt.

Zuerst erhob sich nun ein Mann, der am obern Ende des Tisches saß, mit dunkelrothem Antlitze und einem hellrothen Bande im Knopfloch. Er brachte ein Hoch dem Fürsten.

Nach einer Weile erhob sich ein anderer Mann, klingelte und brachte dem Baumeister ein Hoch! Dann ein Dittler dem Wirth. Alle riefen gern mit, denn es gehörte den Gefeierten.

Nun war auch ein Freund des Bevattersmanns bei dem Feste, und in ihm regten sich Gedanken, die er kundgeben wollte. Er machte sich vorher im Kopfe einen Entwurf davon und ungefähr so:

„Ein großes Werk, ja ich möchte sagen, ein heiliges ist vollendet. Denk Alles, was die zerstreuten Kinder der großen Menschenfamilie in Frieden zusammen führt, ist ein heiliges Thun. Tausend und aber tausend Hände regten sich draußen in Wald und Feld, schaufelten die Erde auf und legten den eisernen Steg. Das ist die Grundlage zu einer neuen Weltordnung, deren Ende wir noch nicht absehen können. Die verschiedenen Stämme eines Volkes werden sich dadurch leichter kennen, verstehen und liebend aneinander schließen lernen. Manches Vorurtheil wird mit dem Rauche dahin verfliegen. Die verschiedenen Völker werden sich immer näher rücken und im Frieden einander achten. Wer weiß, zu welchem Ziele der Weltgeist auf diesen eisernen Bahnen schreitet. Aber schon jetzt genießen wir eine Frucht des Zusammenhalts, der Vereinigung der Kräfte zum Genuße der Schönheit. Säulen ragen empor und tragen die Wölbung eines Tempels. Eines Tempels? fragen Sie, meine Zuhörer. Ja, wo die Freude sich niederläßt, wo der Bruder dem Bruder in's Auge schaut, ein Wort des Verständnisses von den Lippen strömt, wo die Menschen sich erquicken und einander friedlich die Hände reichen, da ist ein Tempel. Ein neues Leben thut sich auf in unserem Thale

Drüben gleiten still die Schiffe,
Auf des Stromes ew'gem Lauf,
Und mit wiehern schrillem Pfliffe
Jauchzt das Dampfgeschloß hier herauf,

Schnaubt die Wolke in die Lüfte,
Stampft die funken-sprühnde Schiene
Rollt durch Feld- und Felsgeklüfte
Sehnsuchtschnell die Brüder hin.

Ja, schnell wie der Gedanke der Sehnen rollen die Wagen dahin, und diese Fahrt ist ein kleines Abbild des ganzen Menschenlebens. Mancher sitzt beständig im Zugwinde und es wird nie recht behaglich; mancher sitzt mit dem Rücken gegen Diejenigen gekehrt, deren Blick freundlich suchen; manches verständigende wird von dem Geräusch überhäuft. Mancher vom Lärm verdummt und kann seine Lebensgüter nicht sammeln. Mancher hat sein Bestes Nothwendigstes vergessen, aber er kann nicht umkehren, er wird unaufhaltsam vom Zuge gerissen; der Einzelne gilt hier nichts mehr, muß sich fügen in die große Bewegung. Am Ende — findet mancher erst am Ziele seinen Weg und Genossen, mit dem er unbewußt den gleichen Weg gemacht hat. Ist das nicht ein Abbild des Lebens? Geht es nicht auch auf unserer Lebensbahn so? — Hier aber, in diesen Hallen len sie traulich bei einander sitzen und den Weg segnen, der sie aus weiter Ferne zusammen führte.

Hallen sind aufgerichtet und Säulen ragen empor und tragen die Wölbung eines Palastes. Eines Palastes? fragen Sie, meine Zuhörer. Ja, ein Fürst hier einziehen in seiner Majestät? ein Fürst wird einziehen mit ewiger Majestät. Da ist das Volk. Vor Zeiten war alle Pracht nur einzelnen Bevorzugten zum Gebrauche gegeben; das Volk durfte kaum einen Blick in den Hof wagen. Das große majestätische Wort der Zeit aber heißt Vereinigung, heißt Einheit. Und erhalten wir solche Paläste (und es wird immer mehr zu gemeinnützigen Zwecken) die dem ganzen Volk zum Genuße seines Lebens erbaut sind. Und sind wir auch nur vorüberziehende Gäste in diesen Räumen, wir sind nur vorüberziehende Gäste in diesen Erdentempeln. Und dürfen wir uns nur eine kurze Spanne dem Glauben hingeben, dieß sei unser Heim — wir erquicken uns an der Schönheit der Natur, ohne sie buchstäblich uns zu nennen zu müssen. Noch andere und immer Gebilde der Größe und Schönheit werden stehen, die keinem Einzelnen, sondern Allen gehören, zum heitern Genuße. Die großen Meister des Alterthums, die Griechen, die Römer in ihren guten Zeiten kleine Wohnstätten ihrem Privatgebrauche; noch heute aber sind wir die prachtvollen Bauten, die der Menschlichkeit geweiht waren. „Das Schöne, das vor Allem für die Gesamtheit, für das Beste meine!“ Das sei der Wahlspruch der neuen

Bevatters

Sehn wir darum diesen Geist, der jetzt, wenn vereinzelt, und ohne daß er's recht weiß, bei Prachtgebäude für das Volk zu errichten. er auf heiterem, friedlichem Wege seinem entgegen reifen. Der Geist der edlen Gesamtheit lebe hoch!"

So hatte sich der Freund des Gevattermanns Rede ausgedacht. Kaum aber war er mit Ausdenken fertig, da brachte ein lustiger Mann der Köchin, als der Heldin des Tages, hoch. Sie mußte erscheinen, in Schürze und, und wurde mit Halloß begrüßt. Nun ging ein ewiges Hochrufen. Die Leute sprachen, daß man nicht hörte, was sie meinten, doch schrie Alles in's Blaue hinein: Hoch! und abermals hoch!

Fragst Du nun, warum hat Dein Freund die Rede nicht doch gehalten? Vielleicht hätte er der Sache eine bessere Wendung gegeben? Das hat der Gevattermann auch gesagt. Der Freund aber war ärgerlich, daß wir Deutschen nicht beisammen sein können, ohne alsbald in nichtigen Lärm überzugehen; daß die Leute sich's gefallen ließen, wie ein lustiger Bruder sie zu Narren machte, und dann fürchtete der Freund, kaum angehört oder ausgelacht zu werden. Er sieht aber jetzt ein, daß man sich vor dieser Gefahr nicht scheuen darf, wenn man etwas Rechtes an n Mann bringen will. Darum hat er auch die Rede hergegeben, daß sie gedruckt werde, und es wird ihn freuen, wenn man ein gutes Korn darin findet.

Die weichgekochte Einquartierung.

Zeit als die Russen nach Deutschland — es spürt's wohl noch Mancher, wenn's schon eine schöne Weile her ist — kam auch Einquartierung in ein Dorf, das aus lauter hölzernen Häusern besteht. Der Quartiermeister beim Schultzeißen, wo Alles versammelt Majestäten, „Da haben wir einen Mordkerl, mit dem Prachswer auszukommen; gebt den einem, der ihm der lähne weiß.“ Da trat ein kleines aber klug rauchendes Bäuerchen hervor und sagte: „Ich Blick ihn nehmen.“ Der martialische Krieger geht Wort mit dem Bäuerchen nach seinem einsamen Einheit. und flucht schon über den Weg, weil

sonst noch nichts zu fluchen da ist. Zu Hause angelangt, schlägt der Krieger auf den Tisch und verlangt Wein und Schnaps und Fleisch u. s. w. Das Bäuerchen sagt: „Da, setzt euch hinter den Ofen, ich will Alles holen, wie der Herr besiehlt.“ Er geht hinaus, läßt die zwei Wolfshunde von der Kette los, die sind klug und folgsam; er sagt zu den Hunden: „Ihr legt euch vor ihn hin und laßt ihn nicht aufstehen, nicht müssen.“

Die Thüre geht auf, die beiden Hunde springen herein und legen sich dem Fremden zu Füßen. Das Bäuerchen legt nun Holz in den Ofen, was nur hineingeht und zündet es an. Dem Krieger fängt es an heiß zu werden, er will auf und hinaus, aber die Hunde lassen ihn nicht von der Stelle. Der Russe knüpft sich nun auf, der Schweiß läuft in Strömen an ihm herab; aber er darf sich nicht rühren. Nach einer Stunde kommt nun das Bäuerchen und fragt: „Nun? Seid Ihr jetzt weich gekocht?“ „Ihr seid mein Mann,“ erwiderte der Russe, „Ihr versteht mich. Aber nun laßt das Gethier hinaus, und gebt her, was Ihr habt.“

Sie saßen nun friedlich beisammen und die Nachbarn, die gekommen waren, um den Spektakel mit zu genießen, staunten, als sie durch's Fenster sahen und der Russe neben seinem Quartierherrn ganz frielich eine Milchsuppe aß.



Gevattermann 1846.

Geistes eigene.

Ein russischer Jüngling war einmal nach Deutschland gekommen. Er wollte sich hier einen neuen Anstrich holen, einen blauen, und zwar einen gelehrten. Es laufen gar viel Russen in der Welt herum, sind vornehm, haben schöne Kleider an und sprechen Französisch wie Wasser; sind aber doch oft nur latirte Wilde. Wenn man den blanken Firniß ein bißchen abkratzt, kommt der Slawak zum Vorschein, wie er geht und steht.

Der Russe hört nun von einem Professor, der gar berühmt ist, der Alles erforscht hat, Himmel und Erde und noch ein bißchen mehr. Der Russe fragte nun ganz gutmüthig:

„Wem gehört der Professor?“

Er meint, wie man in Rußland Leibeigene hat, so habe man in Deutschland Geistes eigene, mit denen man machen könne, was man wolle.

Hat er Recht oder nicht?

Fern sei es, die Gelehrten, ihr Wissen und ihre Weisheit herabzusetzen zu wollen. Wir Deutschen müssen vorerst darin einen Trost suchen und eine Hoffnung darauf bauen, daß wir von allen Nationen der Welt am meisten gelernt haben. Es muß uns doch einmal zu staten kommen.

Fern sei es, die Bildung herabzusetzen, denn Bildung ist der höchste menschliche Beruf. Nur wer die Bildung achtet, die ein Anderer besitzt, der fängt damit an, auch selber das zu erobern. Denn es ist ein tiefer menschlicher Grundzug, daß man selber das zu werden sucht, was man an Andern achtet. Das sind daher nicht die wahren Freunde des Volkes, die einem einreden, man sei schon recht wie man sei, man brauche nichts zu lernen und sich nicht auszubilden.

Das aber muß auch gesagt werden, daß noch kein Volk der Erde durch seine Gelehrten allein frei geworden ist. Dazu müssen alle Bürgerklassen mitwirken. Freilich sollten die Gelehrten dabei vorangehen, denn sie wissen ja, was Rechtens ist und sein soll. Und es giebt auch Manche, die tapfer vorangehen. Ich nenne hier beispielsweise nur den edeln Welcker, den badischen Volksabgeordneten.

Doppelt verächtlich sind aber Diejenigen, die Alles durchstudieren, an Allem Theil nehmen, nur nicht an dem, was ihr eigenes Volk und ihre eigene Zeit betrifft, oder die Alles vertheidigen, was man ihnen aufträgt; das sind die Geistes-eigenen, bei denen man wie der Russe fragen kann: „Wem gehören sie?“

Vor einem Buchladen.



Zwei steh'n vor einem Büchertasten
Ein Knab der Eine, der Zweit' ein Mann,
Und Beiden steht man öftres Gasten
Als gute Tag' und gute Lische an.

Der Knabe spricht: „Hätt' ich nur Einen D.
Der frohste Mensch würd' ich auf Erden;
Denn ist des Buches Titel hier kein Prabler,
So lehr't's die Kunst, schnell reich zu werden.

„Das ist es eben“ — versenkt in Simmen
Und bitter lächelnd der Andere sprach —
„Die Kunst ist nur, den ersten zu gewinnen
Das andere kommt dann schon von selber.“

Den Finger in den Hals.

Es saßen zwei Männer beisammen und ten Allerlei.

„Das Elsaß und Lothringen muß wieder werden,“ sagte der Jüngere.

„Ja,“ erwiderte der Andere, „wenn mal deutsch werden kann, früher aber.“

„Du kommst doch eben aus dem Elsaß steht's denn dort?“ fragte der Jüngere.

„Die Leute sind gerne bei Frankreich ein großer, angesehener, freier Staat. Und sind sie auch gern französisch. Sieh Dich mal in Deutschland um: sind da nicht Menschen, die sich gar was Großes ei-

in sie den Franzosen oder gar den Pariser spielen können? Ich bin durchaus kein Feind der Franzosen — das wäre eine Dummheit und eine Unrechtfertigkeit. — Die Franzosen stehen immer an der Spitze, wo es gilt, gegen die Tyrannei zu kämpfen. Sind sie auch nicht ganz frei von Eitelkeit und Uebermuth, das schadet wenig und ist zum Theil so sein. Wie gesagt, ich bin ein Feind der Franzosen, aber ich bin doch mir selber der nächste Freund, und muß doch vor Allem mich selbst achten. Wenn nun aber viele Deutsche, die zu Deutschland gehören, gerne französisch sind, warum sollen's die Elsässer nicht thun? Sie können nichts einreden von ein Paar Leuten, die sich selber oder Andere betrügen. Die Elsässer sind gerne französisch. In hundert, vielleicht in fünfzig Jahren, ist wenig Deutsches mehr da. Die Kinder sprechen schon heute nicht mehr Deutsch mit ihren Eltern. Die breite, derbe Art, die man dort hat, kommt ihnen häßlich vor, wenn sie's mit dem flüchtigen hüpfenden Franzosen vergleichen. Ich habe eine einfache Bürgerfrau gefragt: was sie dazu meine, wenn Elsas wieder deutsch würde? Sie schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, meine Söhne müssen einmal Prügeln.“ Die gute Frau wußte weiter nichts von Deutschland, als daß dort noch die schreckliche Prügelstrafe stattfindet. Ich that ein wenig nach, und fragte die Bauern die gleiche Frage und er sagte: „Drüben wenn ich aufs Amt komm', heißt's: Was

will Er? Und bei uns heißt es: Was wollen Sie, Musje?“ — Was sollte ich da antworten? Ich kann Dir nicht sagen, welch' ein banges Gefühl mich übermannt, wenn ich in Strassburg bin. Es ist ein Gefühl, ähnlich jenem, als ich in's Haus meines Vaters zurückkehrte und fremde Menschen darin fand, die es an sich gebracht hatten und darin nach Wohlgefallen handirten. Wenn ich aber die freundlichen, leutseligen Franzosen wieder sehe, die das Leben und die Arbeit so leicht und heiter nehmen; wenn ich das Militär sehe, wie es so ungezwungen und doch so einig einhermarschirt — dann kommen mir allerlei Gedanken, ob es nicht im Plane der Weltgeschichte liegt, daß die Nationen nicht mehr so geschieden sein sollen —

„Nein,“ unterbrach ihn der Jüngere mit Hefigkeit, „die Völker sollen einander künftig in Frieden achten lernen, aber kein Glied darf mehr von seinem Körper getrennt sein; sie müssen wieder vereint werden.“

„Und die zu Deutschland gehörenden russischen Provinzen Livland und Kurland? Und das zerstückte Polen?“ fragte der Alte.

„Die Mächte, die einen unrechtmäßigen Bissen verzehrt haben, müssen ihn wieder her geben; er liegt ihnen doch kreuzweis im Magen.“

„Ja,“ lachte der Alte, „aber wer steckt ihnen den Finger in den Hals?“

„Eine höhere Hand, der wir vertrauen,“ erwiderte der Jüngere.

Aus der Schule.

Es fragt ein Lehrer in seiner Schule:
„Was hat Gott am sechsten Tage erschaffen?“

Keine Antwort.

„Nun, weiß es Niemand? Das vornehmste Geschöpf. Wer ist das?“

Wieder längere Stille. Endlich steht ein kleines Mädchen auf, macht einen Knicks und sagt:

„Die Frau Amtmännin.“



Von großen und kleinen Kindern.



„Komm zu mir her, ich will Dir aufhelfen,“ sagte ein spottfächtiger Knabe zu seinem Schulkameraden, der nieder gefallen war und seine Schiefertafel zerbrochen hatte. Er aber blieb ruhig stehen, und ließ den Andern sich in seiner Noth abarbeiten.

Geht es nicht auch sonst im Leben bei den erwachsenen Menschen so? Ist es nicht oft, als ob man einem Gefallenen oder Hülfslosen zuriefe: Komm her, ich will Dir aufhelfen — statt, daß man rasch ihm beispränge?

In einer Stadt am Rheine gehen im Frühling Knaben durch die Straßen, bieten Waldmeister zum Verkauf und rufen: „Kase Sie ah Mai-fräuter.“ Andere Knaben, die das hören, rufen es ihnen lange nach, gleichfalls dahin wandelnd. Es thut dem Menschen gar wohl, einmal aus voller Brust einen Ruf in die Welt hinein erschallen zu lassen, und sei es auch nur, um das Einerlei des stummen Dahinschleichens zu unterbrechen. — Wenn nun die bloß nachspottenden Knaben so riefen, kamen oft Leute aus den Häusern und wollten das Ausgebotene wirklich kaufen. Die Kinder aber standen beschämt da oder nahmen Reißaus.

Es geht auch in der großen Welt so. Manche hören den Ruf der Zeit: von Liebe zur Freiheit, zum Vaterlande, zu Recht und Vernunft u. s. w., und sie freuen sich auch, mit rufen zu können und lassen ihre Stimme laut erschallen. Wenn dann die Leute kommen und wollen das sich aneignen, was sie als gut und nothwendig ansahen — haben sie oft nichts, sie haben bloß den Ruf eines Andern nachgeäfft. Drum, wer seine Stimme laut werden lassen will, muß etwas vorbringen, was er wirklich hat, was er kennt und einfliebt, und nicht bloß kindisch in den Tag hinein rumoren. —

„Es sitzt einer hinten oben!“ rufen die Kinder dem Kutscher zu, der durch das Dorf fährt, wenn sich einer aus ihrer Mitte als blinder Passagier auf den hintern Tritt des Wagens gesetzt

hat. Thun sie das aus Gerechtigkeitsliebe? ten, meistens aus Neid — sie möchten gerne, aber da oben sitzen und sich fortrollen lassen, oft auch aus Muthwillen; sie wollen gerne, wie die Peitsche des Kutschers herüberlangt, den Aufbringling verjagt, daß er oft zu Fallt.

Gar Viele schreien aus ähnlichem Neid, ähnlichem Muthwillen, wenn sich Einer auf Staatswagen gesetzt hat und sich von ihm rollen läßt, dem Regierungskutscher zu: „Es sitzt einer hinten oben!“

Nur Diejenigen aber meinen es wirklich, die selber nicht als blinde Passagiere hinaufsteigen, und die da wollen, daß dem Staatswagen nicht mehr aufgeladen werde, als er zu Willens ist.

Von einem Eselein.

In einer Universitätsstadt stand ein viele Jahre am Fuße des Berges. Es hatte einen schönen rothen Sattel auf dem Rücken, einen Zaum im Munde, und trug die Herren und Damen ganz geduldig den Berg hinauf, wird aber ein Eselein auch alt, so gut wie andere gescheite Geschöpfe. Als es nun nicht gut fort konnte, wurde das Eselein in den gestellt und bekam ein Pensionsfutter, freilich sehr ärmlisches. Der Herr des Eseleins dachte: was nicht mehr das Bergsteigen vermag, kann doch wohl noch in der Ebene faheln. Nun ist in einem benachbarten Städtchen eine brave und starke Botenfrau, die allerwärts von und nach der Universität befördert wird, jetzt sich und den Ihrigen das Geschick leichtern und kauft sich ein Eselein, kommt unglücklicher Weise an das pensionirte. Die nach Hause geht sehr schlecht. Die Frau aber: Alles ist Gewohnheit, morgen wird's besser gehen. Frisch und lebendig geht sie am andern Morgen neben dem Eselein her. aber sind sie halben Weges, da geht das Eselein nicht mehr vom Platz; da hilft kein Bittgebet, kein Schlagen, so ein Eselein hat auch Kopf, der über die Füße Herr ist. Das Eselein ist kurz besonnen, packt das Eselein zwischen Risten, Päckchen und Schachteln auf das Hinterrücken, und fort geht's nach der Stadt und die Hauptstraße. Eine Menge Menschen hindereinander mit Halloh. Der Verkäufer





Eselein wieder nehmen und es ist bald in
im ärmlichen Pensionszustande verstorben. Die
aber kommt selber gut fort mit ihrem Wa-

gelschen und braucht keinen Esel dazu, den man
am Ende selber auf den Wagen laden und fort-
ziehen muß.

Wach' in's Gewehr.



Wurde ein Sol-
dat beim Unter-
richte gefragt:
„Warum ruffst
Du (man hat in
diesem Lande das
vertrauliche Du)
warum ruffst Du
die Wache in's
Gewehr, wenn
ein großer ge-
schlossener Zug
von vielen Men-
schen vorüber
zieht?“ Der Sol-
dat erwiederte:
„Es könnt' ja auch
ein Stabsoffizier
in Zivillleibern
darunter sein.“
Der unterrich-

tende Offizier lächelte und erklärte: „Eine große Menschenmasse hat immer Anspruch auf Achtung und Ehrenbezeugung. Wenn einer allein auch

schwach und unbedeutend ist und nicht viel so sind sie doch stark und bedeutend und viel, wenn deren Viele bei einander sind.“

Du,

Ihr,

Sie.



Das sind drei verschiedene Arten, wie die Menschen einander anreden, und im Grunde genommen, ist es lächerlich; denn beim Lichte betrachtet ist ein Mensch nicht mehr als der andere. Aber so geht's nun einmal. In den kleinsten Dingen, wo wir's kaum mehr merken, steckt ein Stück alt hergebrachten Unsinn oder auch Sclaverei. Es läßt sich das nicht so schnell ändern, aber gut mag's sein, wenn man einstweilen darüber nachdenkt. Wir müssen uns ja überhaupt vor der Hand meist damit begnügen, uns das Rechte auszubedenken, und wenn Alle das Rechte ausgedacht haben, dann wird's auch bald da sein.

Also: das Natürlichste wäre, daß Jeder den Andern mit Du anredet; sagt man ja auch zu dem Vater unserer Aller, zu Gott, ganz einfach Du. Die Menschen aber, die sperren sich gar gerne gegen einander ab, und sei's auch nur mit Redensarten. Bei den alten Völkern, bei den Juden, Griechen und Römern sagte Alles Du zu einander. Heutigen Tages aber würden Viele glauben, alle menschliche Ordnung müßte über den Haufen fallen, wenn das bei uns so wäre; und doch ist es nur Gewohnheit, rein weiter nichts.

Bei uns Deutschen ist das Du noch am häufigsten. Engländer und Franzosen gebrauchen es nur äußerst selten. In Spanien sagen alle Granden d. h. Adelige, frischweg Du zu einander, gerade, wie jeder regierende Fürst einen andern Fürsten als Better anredet; sie sind aber auch meist verwandt zusammen.

In Deutschland haben wir eine dere Feierlichkeit, wenn zwei Menschen fangen, sich zu Duzen; sie ist hauptsächlich auf Universitäten gebräuchlich. Da zwei Jünglinge, die Bruderschaft schließen, ihre Gläser gegenseitig an, kreuzen die trinken so die Gläser aus bis auf den Boden, küssen sich und sagen fortan Du.

Das steht im Allgemeinen fest; hat das Recht, so zu erwiedern, wenn man angesprochen wird. Wie Du mir, so ich tritt vor Allem hiebei in Kraft. Wenn Du angesprochen wird, erwiedert man mit Du. Das ist recht und billig. — Man sage das sei eine kleine unbedeutende Sache, so geringfügig auch die Sache sei, Jeder

in allen Dingen das Recht behaupten, das zu steht. Und es giebt ein Gefühl der Freiheit, ein Gefühl seiner Menschenwürde, wenn vom Andern so angesprochen werden muß, so erwiedert. Wer sich nicht als Knecht verhält, so daß er sich von seinem Herrn was lassen will, der halte auch hierin fest sein Recht. Das ist auch eine Zierde des richtigen Gerichtsverfahrens, das der Richter Angeklagten manierlich anredet. Man hat bei dem Verbrecher kein Recht, ihn noch eine andere Strafe — durch die barsche Anrede setzen zu lassen, sondern nur die Strafe, die das Gesetz stift.

Es ist allerdings ein Vorzug von uns Deutschen, daß das Du bei uns noch gebräuchlicher ist, herzlicher, inniger; da es aber nicht mein ist, so dient es wieder nur dazu, um größere Unterschiede zu machen. Eine herzliche Aredeweise, die aber bei Hoch und bei niedrig gleich ist, wäre besser. Man redet mit Sie und den Andern frisch Du an, weil der Eine einen guten und der andere einen schlechten Rock an hat. Ist das schmeichlich? In Frankreich, wo das Du gebräuchlich ist, werden alle Soldaten von Offizieren mit Sie angesprochen. Haben dann die französischen Soldaten weniger Gehorsam wie man's nennt: Subordination? — Um so soll ein Bürger als Soldat anders angesehen werden als sonst im Leben? Ich weiß, es giebt viele Untergebene, die es wünschen, daß man sie mit Du anredet.

traulich
den fre
daß e
asfehen.
Dagegen
sind,
Mann
seinen
m?"
Der
das V
nun das
er dem
nun da
h"u.
Man ge
is Du
der An
im Ver
tigen f
regel ni
wenn
legt no
das "H
Dorfern
Sitte h
einzige
Duzen
dicken
könnte
die schon
Personen
manche
auch als
ben, die
freisinn
f w., d
gegen
schachtu
ogar die
manche
Du und
Deutschen
dann ein
werden
das
einzigen
nicht
alle
Deut
hart, die
das
den

ht viel
und
ind."

eine
Menschen
haupts

Da
ist sch
gen die
f den

fest;
ern, w

so ich
ft. W

ert mit
an sage

Sache.
ei, Jed

ten, da
der

rde, w
muß,

cht ver
n was

ein stre
e des

Nicht
an hat

noch ein
nrede

ie, die
von uns

gebrauch
er nicht

u, um
Eine

Hoch
redet

frisch
a und

Ist
s Du

n von
ben dan

behorsam
— W

nders
Ich w

s wün

traulichen Du angerufen zu werden. Geben freien Willen läßt sich nichts sagen, aber daß er ausgesprochen ist, darf man ihn nicht aussetzen.

Dagegen giebt es auch Menschen, die überaus sch sind, wo es gar nicht hingehört. Es kommt ein Mann etwas zu spät in die Kirche und er seinen Nachbar: "Welches Lied wird gesungen?" "Sie sind ein Mensch," ist die Antwort. Der Verspätete blättert hin und her, und das Lied nicht finden. Der Nachbar nimmt nun das Gesangbuch aus der Hand und sagt: "Er dem D müssen Sie suchen." Er zeigt nun das Lied und es heißt: "Du bist ein Mensch" u. s. w.

Man gebraucht sehr häufig andere Redeweisen, Du, um einen Zaun um sich zu ziehen, der Andere einem nicht zu nahe komme, so im Beweisen von Zutraulichkeiten, als auch stigen feindseligen Auftritten. Man kann in Regel nicht so grob, so heftig auf einen losgehen, wenn man Ihr oder Sie zu ihm sagt. Es setzt noch meist eine Scheidewand fest.

Das "Ihr" ist selten mehr gebräuchlich, außer in Dörfern und in Stadtfamilien, die noch an Sitte hängen. Es ist lächerlich, daß man einzigen Menschen anredet, als ob er ein Duzend wäre. Man sagt vielleicht gerne zu dicken Menschen, weil man mehr daraus konnte; oder auch zu solchen älteren Leuten, die schon vielerlei durchgemacht und verschiedene Personen vorgestellt haben; sei es, daß sie manchen Stellungen als gut bewährt haben, auch als schlimm. Es giebt in der That Menschen, die schon ein Duzenderlei Personen gegenüber freisinnig und knechtisch, sittlich und liederlich u. s. w., da kann man gut Ihr sagen.

Dagegen wird es auch noch meist als Zeichen der Achtung gebraucht, und in vielen Dörfern sogar die Kinder Ihr zu Vater und Mutter, in manchen Städten Sie. Bei den Franzosen und Engländern sagt Alles Ihr zu einander, Du und Zu (vous und you) heißt Ihr. Deutschen übersetzen es bloß mit Sie.

Man einmal eine ehrerbietige Redensart ge- werden soll, so wäre das Ihr viel geschmeichelt als das abgeschmackte Sie. Da redet man einzigen Menschen an, als ob es viele wären, die nicht zugegen sind. Ist das nicht eine aller Lächerlichkeit?

Die Deutschen haben aber noch eine schöne Art, die kein anderes gebildetes Volk hat; das Er. Da will der sogenannte Höherer den niederer Gestellten nicht einmal mit

einem Worte berühren, er will sich gar nicht mit ihm abgeben, er spricht zu ihm wie durch einen Dritten, und das nennen viele Leute Bildung.

Zur Treppe hinunter.



vor Zeiten war einmal ein neuer Prophet aufgestanden, der sich auf allerlei Weise viel Anhang zu verschaffen wußte. Der Prophet kam nun auch zu einem braven Geistlichen und wollte ihn für seine Fahne werden.

Der Geistliche, kurz entschlossen, nimmt den Propheten beim Kragen und wirft ihn die Treppe hinab. Eine große Menge Menschen versammelt sich mit Fluchen und Schelten vor dem Hause des Geistlichen, und will den Schimpf an dem heiligen Manne rächen. Da tritt der Geistliche an's Fenster und sagt zu den Umstehenden: "Ihr lieben gescheiten Mitbürger! Wenn der Mann ein Prophet wäre, hätte er's ja wissen können, daß ich ihn die Treppe hinunterwerfen werde, also —

Die Versammelten gingen still auseinander und der Prophet machte sich aus dem Staube.

Gegen Hagel versichert.

Der Entenmaier hört so viel von der Hagelversicherungsgesellschaft und läßt sich endlich auch darin aufnehmen. Zwei Tage nachher schlägt ihm der Hagel alle seine Felder rattenfahl zusammen. Volk Zorn geht er in die Stadt und sagt dem Vorsteher des Vereins: "Ihr müßt mich nicht ein-

getragen haben, das ist mir eine schöne Versicherung, wenn man gleich darauf in die Patsche kommt." Endlich erklärt der Vorseher, daß das nicht so gemeint sei, er sei gegen den Schaden

versichert, der werde ihm jetzt ersetzt. Gegen Betreffen des Hagelschlags kann Niemand sichern als Gott. Der Entenmaier ließ sich auch gefallen und steckt das Geld behaglich

Der Prediger am Brunnen.

Zu Fulda, in Kurhessen, einer Stadt, die mitten in Deutschland liegt, ein Männer- und ein Frauenkloster, einen Bischof und noch viele Geistliche hat; dort versieht ein Mann aus freien Stücken das Predigeramt, ohne Weihe und ohne Amtswürde und doch mit gutem Erfolg und Nachdruck. Der Mann war ehemals kurmainzischer Soldat, ist jetzt ein Siebziger und trägt in einer Bütte das Wasser für den Kurfürsten, d. h. für den Gasthof „zum Kurfürsten.“ Dort auf dem Platze, wo das schöne Denkmal des heiligen Bonifazius steht, dort spendet er seine Lehren, während das

Wasser aus dem nahen Brunnen fließt. Er mahnt die Dienstmädchen zur Sittlichkeit und gend und wenn Eine vom Wege des Rechts gewichen ist, so sucht er sie zu trösten und unterstützt sie mit seinen Ersparnissen. Auch sonst er von seinem kargen Verdienste Wohlthätigkeit wo er kann.

Der Mann wird kein Denkmal erhalten seinem Tode, darum soll er hier stehen als schönes Beispiel, wie es einem Jeden in Lage gegeben ist, durch Wort und That Gutes zu wirken, wenn er nur den rechten Willen dazu



Er ist wahnsinnig.

Zu der schmachlichsten Art von Schwachherzigkeit, die in unseren Tagen vorkommt, gehört auch das, daß man einen Verbrecher, besonders einen Todesschuldigen, in ein Irrenhaus sperrt und dort sein Leben lang als wahnsinnig behandelt. Hat

ein Mensch muthwillig gefehlt, so soll er gestraft werden. Kann man es aber nicht über sich gewinnen, die verabscheuungswürdige Todesstrafe zuwenden, nun, so setze man eine andere. Einen Menschen von gesundem Verstande als wahnsinnig erklären, ist härter als Töten. Das Henkerbeil kann doch nur dem Körper

Gegen
emand
ieß sich
ehaglich

haben, die Seele muß es frei lassen; durch das
insperren in ein Irrenhaus aber wird die Seele
täglich zu Tode gemartert, und es kann leicht
ein, daß man einen Menschen toll macht. Da-
u aber hat man nie und nimmer ein Recht.

Das erfuhr ein englischer Lord an sich selber,
denn auch nur wenige Stunden.

Es lebte nämlich in London ein feynreicher,
alter Lord, dessen einziger Neffe ein gar arger
Springinsfeld war. Im Raufen und Schwärmen,
sonders aber im Geldverschwenden kam ihm kein
anderer gleich, und im Schuldenmachen — war
keiner, der's besser verstand, auf 20 Meilen in
der Umgegend. — Der alte Lord suchte zwar auf
alle erdenkliche Weise dem Unwesen zu steuern;
als aber Alles nichts; hingegen schien der an-
gelegte Zaum das unbändige Roß nur noch wil-
der zu machen. Mit einem tausend Pfund nach
um andern mußte der Alte heraussücken, um nicht
die Schande zu erleben, seinen Neffen im Schul-
dum zu sehen. — Da bekam der alte Lord den
Anfall, seinen Neffen dem verderblichen Umgan-
ge zu entziehen, und nach dem Festlande (so nennen
die Engländer das übrige Europa) zu schicken. Das
schah. Allein der Wildfang geberdete sich noch
ger, als zu London, und der alte Lord wäre,
wenn seines ungeheuern Vermögens, doch nach und
nach zum Bettler geworden. Alle Ermahnungen
der väterlichsten Sorge und Liebe, alle Dro-
hungen waren fruchtlos! Die gute Saat fiel auf
den Felsen, und ging nicht auf! — Da faßte
die Verzweiflung das bekümmerte Herz des alten
Herrn, und er ließ seinen einzigen geliebten
Neffen für — wahnsinnig erklären. Er machte

allerdings gar tolle Streiche, daß sich wohl ein
Grund zu solcher Erklärung finden ließ, wenn auch
kein rechter. Die nächste Heilanstalt für Irre mußte
den jungen Lord aufnehmen und ihre Kur an ihm
versuchen. Der Direktor der Anstalt zweifelte zwar
in der ersten Zeit an der Genesung seines neuen
und sonderlichen Patienten, aber nach und nach
faßte er doch einige Hoffnung, denn der junge Mann
schien — in sich zu gehen und allmählig über sein
früheres und jetziges Leben nachzudenken. So war
fast ein Jahr verschwunden, da machte sich der
Dheim nun selbst auf den Weg nach Deutschland
und nach dem Städtchen, wo der junge Leichsinn
im Tollhause lebte. Der alte Onkel war aber
ein echter Engländer, d. h. er benahm sich im-
mer so, als ob er allein auf der Welt wäre.
Das geht nun an, wenn man in Wald und Feld,
aber nicht, wenn man unter seinen Nebenmenschen
ist. Auch lernte er kein Wort deutsch, denn er
wußte wohl, daß sich die Deutschen eine Ehre dar-
aus machen, englisch zu sprechen. Das kam ihm
aber übel an. Als er in die Nähe des Städtchens
kam, wo das Irrenhaus sich befindet, stieg er aus
seinem großen Reisewagen, ließ diesen allein fort-
fahren, und ging selbst zu Fuß abseits durch den
Wald, wo er von einer ziemlichen Anhöhe das
Thal und die Lage des Städtchens überschauen
wollte. Es war früh Morgens und ein regenartiger
Nebel tropfte nieder, was aber den alten Herrn,
der von Kopf bis zu Füßen in Makintosh geklei-
det war, nicht genirte. Oben auf der Höhe angelangt,
setzte er sich unter einen Baum, und machte halb-
laut seine Betrachtungen über die deutsche Gegend
und den Aufenthalt seines Neffen. Zwei handfeste

Holzhackter kamen des Weges, und erblick-
ten den sonderbaren Fremdling. Verwundert
lauschten sie seiner, wie sie meinten, ver-
rückten Sprache und Geberde, und waren
bald mit sich einig, daß der Sonderling
mit seinem Kauderwelsch niemand Anders
sein könne, als ein der nahen Irrenanstalt
Entsprungener. Sie machten daher kurzen
Prozeß, fielen über den Lord her, um ihn
in sein Verwahrsam zurückzuschaffen. Der
edle Lord aber rief ein God dam über das
andere, und begann auf gut englisch zu
boren, so daß die beiden Holzhackter man-
chen tüchtigen Puff wegkriegen und alle Kraft
ausbieten mußten, Meister des Alten zu
werden. Endlich gelang dies, und die beiden
Holzhacker brachten den alten Herrn in die
Stadt und lieferten ihn im Irrenhause ab,
nachdem sie, bei dem ewigen Sträuben des
Alten, diesen beinahe halbtodt geknufft hatten.



vt Gebatterdmann 1846.

In dem Irrenhause löste sich das Räthsel bald. Der Dheim nahm seinen geheilten Nessen in Empfang und reiste so schnell als möglich wieder fort. Die ganze Geschichte war ihm unheimlich geworden. Als er mit seinem Nessen im Wagen saß, sagte er: „Das Gräßlichste, was es auf der Welt giebt, ist doch, für wahnsinnig gehalten zu werden. Verzeihe mir mein Verfahren, aber Du hast es ja selber verschuldet.“ Der Nesse seufzte: „Ja, Dheim, das hab ich erfahren. Wir wollen beide einander vergeben und vergessen. Ich beginne ein neues, geordnetes Leben.“ Und er hat Wort gehalten.

Der Kindesmord.

Eine traurige Geschichte.

Es saßen drei Freunde in stiller Nacht bei der hell brennenden Lampe. Draußen wirbelt der Schnee, aber in den Herzen der Männer lodert ein stilles Feuer.

Sie haben vom Vaterlande gesprochen, von seinen Schmerzen und Hoffnungen; die Gläser stehen unberührt vor ihnen, auf ihren Angesichtern liegt der Gram und sie sitzen stumm einander gegenüber.

„Wißt Ihr was?“ sagte der Jüngste, der es liebte, von tiefer Betrübniß in den Scherz über zu springen. „Wißt Ihr was? Wir wollen uns dran machen, eine Preisfrage zu beantworten. Der Verein gegen Thierquälerei hat die Preisaufgabe gestellt: ein Mittel zu finden, wodurch man die Hunde von gewissen Thieren, Flöhe genannt, befreien könne, ohne die Flöhe ihres Rechtes zu erlösen, zu berauben, d. h. ohne sie zu tödten?“



— Was meint Ihr dazu? Ich schlage eigentlich Verein zur Auswanderung der Flöhe vor: erteilt man ihnen eine Warte, bindet sie in einen Sack, und dann, wenn sie nur noch die Frage: ob wir sie nach den Annahmen, oder nach Amerika schicken, um dort eine Kolonie anzulegen.“

„An diesen Vereinen gegen Thierquälerei“, sagte der Andere, ein Mann mit grau gemessenem Barte, „da haben wir wieder ein Beispiel, wie es die Niederträchtigkeit und Heuchelei so vielen Menschen wagt, sich und Anderen was zu verschulden, sich den Schein des Guten beizulegen, wo Menschen, die sich demüthig bücken, wenn sie die Rechte des Volkes zertreten werden, weiche Knie unter der Last der Vorurtheile höher als die Kinder der Vernunft, die vor jedem Sonnenblick hoher Vernunft zerfließen möchten, die die Achseln zucken über ihnen, den durch Wort und That für das einseitige und was er für Recht hält — solche Menschen sterben einem Wagen nach, worauf Schlachtfässer entladen, und erforschen genau, ob die Kälber menschenfreundlich gebunden sind; ja, sie rufen die Ende die hohe Polizei, die Beschützerin aller Menschenfreundlichkeit und Güte, zu Hülfe! Und machen solche Menschen eine Vergnügenstour, dieser der Schweiz und dem Salzburgerischen, und tanzen sich von Menschenschultern die hohen Berge hin, der tragen; das soll viel angenehmer sein, als trieb. Ritt auf einem Pferde oder Esel. Was ist uns jetzt die Thierquälerei? Ein wohlthätiger, freier Mensch wird nichts bedrücken, ihm untergeben ist; er wird einsehen, daß das Wesen auf der Welt sein Recht hat, das man nicht durch Gewalt verkümmern darf; er wird auch kein Thier muthwillig quälen und bedrücken.“

Aber das ist es eben. Man spielt den Menschen eine Kinderrassel in die Hand, sie vergessen zu machen, daß sie noch Anderes zu fordern das Recht haben.

„Ich wüßte auch noch so ein Ares“, sagte der Dritte, der ein Arzt war.

„Die ganze heutige gebildete Welt ist auf einen geregelten Menschenmensch.“

„Meinst du die Todesstrafe?“

„Nein, oder doch, man wird bei Geburt zum Tode verurtheilt. Ihr seid bin hier seit fünf Jahren an der Anstalt angestellt. Tausende von glücklichen Geschöpfen sehen hier der ersten Stunde entgegen, da sie einem armen Wesen das Leben geben.“

„Meinst du die Todesstrafe?“

„Nein, oder doch, man wird bei Geburt zum Tode verurtheilt. Ihr seid bin hier seit fünf Jahren an der Anstalt angestellt. Tausende von glücklichen Geschöpfen sehen hier der ersten Stunde entgegen, da sie einem armen Wesen das Leben geben.“

„Meinst du die Todesstrafe?“

„Nein, oder doch, man wird bei Geburt zum Tode verurtheilt. Ihr seid bin hier seit fünf Jahren an der Anstalt angestellt. Tausende von glücklichen Geschöpfen sehen hier der ersten Stunde entgegen, da sie einem armen Wesen das Leben geben.“

„Meinst du die Todesstrafe?“

„Nein, oder doch, man wird bei Geburt zum Tode verurtheilt. Ihr seid bin hier seit fünf Jahren an der Anstalt angestellt. Tausende von glücklichen Geschöpfen sehen hier der ersten Stunde entgegen, da sie einem armen Wesen das Leben geben.“

klage eigentlich einige Groschen dafür. Es sind verwil-
vor: orte und leichtsinnige Geschöpfe unter den Müt-
ack, und den, denen es lieb ist, wenn ihr Kind bald stirbt;
ach den Ann von zehn sogenannten Ziehkindern sterben
schicken, ein unfehlbar in den ersten vier Wochen."

"Ist das wahr?"

erquälere. "Ich habe absichtlich die geringste Zahl ange-
au genommen, denn kaum von zwanzig bleibt eines am
Beisehen. Die Ziehmütter, meist alte, hartherzige
Gelei so Frauen, haben oft fünf bis sechs solcher Kinder
a was a Verwahrung. In der ersten Zeit tochen sie
beizulegen wohl besonders, dann aber müssen sie mit-
wenn sen, was der ärmliche Tisch bringt. Der junge
weiche Magen kann das nicht annehmen und verdauen,
woher Gie Kinder schreien und schreien erbärmlich, sie
en über ihnen nichts mehr zu sich, zehren ab zum Ge-
was einfließe und nach wenigen Tagen sind sie — Hungers
enschen sterben."

Schiffälber "Entsetzlich!"

Kälber "In einer nordischen Hauptstadt, wo reich be-
te rufen die Anstalten zur Bekehrung der Hottentotten
! Und allen, wo die zarten Frauen gar fleißig Hosen
! Und wäden, um die schamlosen Wilden zu bekleiden —
endreise dieser Stadt war vor wenigen Jahren eine
, und lantliche Untersuchung gegen einen alten Unteroffi-
berge hin, der mit seiner Frau ein ähnliches Geschäft
in, als trieb. Der gute Schnurrbart kommandirte die

Kinder, wenn sie schrien, ganz ordonanzmäßig; die
unverständigen Rekruten hatten aber keinen Appell,
und er machte sich selber zum Kriegsgericht und
distirte eine Prügelsuppe, dann machte er sich sel-
ber zum Korporal und prügelte die Kinder, bis sie
still waren. Sie waren bald ganz still. Der gute
Schnurrbart hatte nicht mehr gethan, als was
täglich geschieht; er hatte die Kinder getödtet,
statt daß man sie sterben macht. Wozu sollen auch
die gemeinen Racker leben? Etwa um den Vor-
nehmen zwischen die Füße zu rennen, wenn sie
spazieren gehen wollen?"

"Du bist fürchterlich mit deinem kalten Spott,"
bemerkte der Jüngere dem Arzt, "du bist stumpf
geworden gegen dieses himmelschreiende Elend."

"Ich berichte nur, was geschehen ist und ge-
schieht. Ich könnte dir aber eine Geschichte er-
zählen, die den ganzen Jammer und die Rache ei-
nes verirrtten geraden Gemüthes darstellt. Habt ihr
Muth, sie zu hören?"

"Muth? Erzähle! Erzähle! Nichts darf zu
grausenhaf sein, wenn es die Wahrheit zu Tage
fördert."

"Nun wohl. Es sind jetzt drei Jahre her,
es war eine Nacht wie heute, ein Schneegestöber,
das fast den Athem benahm; man konnte sich kaum
in den gasbeleuchteten Straßen der Stadt zurecht

Was se
wohle
würden,
n, daß
as man
er wird
ad bedrü
lt den W
e Hand,
sie noch
ht haben
so ein W
ein Arzt
e Welt
enschenm
eafe?"

wird be
lt. Ihr
a an der
nde vom
ier der s
einem
u geben.
n als
Reichen
s Kind
bezahlen



finden. Ich war zu dem reichen Kaufmann F—r geladen. Der Mann lebte glücklich, was man so nennt. Er hatte eine jener Parthie-Heirathen geschlossen, die sich in Stadt und Land tausendfältig finden, und die einst eine Frau zu der Aeußerung brachte: wenn du nicht mein Mann wärest, gingest du mich ja gar nichts an. Kurzum, der Mann war glücklich, und jetzt doppelt, denn seine Frau trug eine frohe Hoffnung unter dem Herzen. Als ich in den runden Saal trat, wurde eben der Thee herum gereicht. Es waren nur die beiderseitigen Schwiegereltern und eine Schwester der Frau zugegen. Die ganze Zimmerreihe des Hauses war geöffnet, geheizt und erleuchtet. Die junge Frau sollte sich Bewegung machen, und sie ging nun ab und zu durch die Zimmer. Man hörte keinen Tritt auf den weichen doppelten Fußteppichen. Ich setzte mich zur Gesellschaft. Die Mütter nähten am Kinderzeug von weichem Linnen, die Schwester häkelte eine Decke von geschmeidiger Wolle; in der Ecke stand eine Wiege, von grünseidenem Vorhange überdeckt. So oft die Frau, den Befehlen der Mutter gemäß, sich in den anstoßenden Zimmern bewegte, sprach man von der schweren Stunde, welcher Alle mit Bangen und Entzücken entgegen harrten. Sinn und Herz Aller war damit beschäftigt, den kleinen Weltbürger weich und warm zu betten. Ich wurde besonders beordert, für eine gute und gesunde Amme zu sorgen. Die Schwester, eine kluge und edle junge Frau von starkem Geiste, wenn auch von schwächlichem Körper, sagte: „Ich konnte mich nie dazu entschließen, eine Amme zu nehmen. Ich hätte gewünscht, daß Abele es auch nicht thäte. Es empört mich immer, wenn ich sehe, wie man diese Ammen häßlich und verdirbt: sie werden wie Königinnen behandelt, dürfen nichts Unangenehmes erfahren und müssen immer das Beste haben, und was soll später aus ihnen werden? Und welchen Einfluß muß das auf die anderen weiblichen Diensthboten haben? Sie, die sich von Vergehen rein halten, müssen den Gefallenen und Leichtsinrigen unterthänig sein, müssen allen ihren Launen und Annahmen nachgeben. Das ist sittenverderbend und empörend.“ Die Frau wurde etwas barsch von der Mutter zurecht gewiesen und eine Schwärmerin genannt. Ich hatte noch das Vorurtheil des Mannes zu widerlegen, der den allgemeinen Irrthum vorbrachte. Eine Frau bleibe länger schön, wenn sie ihre Kinder nicht selbst fänge. Ich zeigte ihm das Falsche und Naturwidrige dieser Ansicht.

Die junge Frau war hinzugetreten und, sie nicht aufzuregen, mußte von anderen Dingen gesprochen werden. Man sang, man erzählte lustige Geschichten, um sie heiter zu machen. Das schöne junge Weib, das still dasaß, sein selbst vergessen und nur der Zukunft gedenkend, glich ein Heiligen. Denn eine Frau, die ein zweites Leben unter dem Herzen trägt, ist eine Heilige; selbst die Rohesten und Wildesten begegnen ihr mit Ehrfurcht.

Ich schied spät in der Nacht aus dem Hause. Auf der teppichbelegten Treppe gedachte ich, wie glücklich dieses kommende Geschöpf ist; wie viele liebende Arme, wie viel freudig glänzende Augen sich ihm zuneigen. Auf der Straße warf mich der Schneegeßtober fast nieder, denn ich war so in Gedanken dahin gegangen. Mit Schnee und Wind kämpfend war ich endlich an meiner Wohnung in der Gebäranstalt, angekommen. Als ich die steinernen Stufen hinaufsteigen will, da erhebt sich etwas mir zu Füßen. Mir stehen alle Haare Berge. „Was ist da?“ rufe ich. „Ach Gott, erwiedert es, „um Gotteswillen erbarmen Sie sich meiner.“ „Wer sind Sie?“ „Elend! Elend!“ erwiedert es mit kläglichem Stimme. „Ich sterbe, ich und mein Kind.“ — Ich sehe in der Scheine der Lampe ein Mädchen, dessen Hand



GRAEFF sc.

mit
sie w
Kling
rauft
ben
N...
haben
Wirk
ten r
wollt
habe
haufe
tet,
schick
vom
öffnet
in's
ner
weisen
Z
ein
Was
mit
Liebe
schnee
Einen
Ausw
dem
Berw
die sic
Geist,
wande
Z
An
kräftig
jene
Abend
den in
aus,
eingefa
betroge
auf m
daß Lu
heit ve
Or
gen
nem
Güte
s ist
als wir
mit den
läuft.

und, in Ding
hte lusti
Das sch
st verg
glich ein
ites Lek
ige; sel
mit E
em Hau
ich, m
wie v
de Aug
mich d
so in G
und W
Wohnu
s ich
erhebt
Haare
ch Gott
n Sie
lend!"
Ich m
sehe m
ffen H

mit einem großen, rothen Tuche umwunden ist; sie wischte sich den Schnee aus dem Gesichte. Ich klinge schnell. Die Arme umfaßt meine Knie und ruft schluchzend: „Ach Gott! wir sollen nicht sterben. Ich komme heute sechs Stunden her von N... Ich habe es nicht mehr ausgehalten. Sie haben mit Fingern auf mich gedeutet. Hier im Wirthshause haben sie mich ausgelacht und wollten mir keine Herberge geben; ein roher Bursche wollte mich mißhandeln, und ich ging fort. Ich habe es nicht mehr gewagt, an einem andern Wirthshause anzuklopfen, und da habe ich hier gewartet, bis unser Herr Gott einen guten Menschen schickt.“

So sprach das Mädchen unter Weinen und vom Froste geschüttelt, bis endlich der Hausmeister öffnete. Ich ließ eine Wärterin wecken, die Fremde in's Bett bringen, verordnete Alles, und nach einer Stunde lag sie in festem Schlaf, nur bisweilen zuckte ihr Körper krampfhaft auf.

Ich konnte lange nicht einschlafen. Mich quälte ein Gedanke, den ich nicht zu fassen vermochte: Was hegte wohl der Weltgeist in sich, Er, der mit einem einzigen Blicke die in Wohlleben und Liebe eingehüllte Mutter dort, und die auf den schneebedeckten Stufen Hingestreckte hier — mit Einem Blicke überschaut? Ich konnte den Ausweg nicht finden und beruhigte mich endlich in dem zuversichtlichen Glauben, daß der scheinbaren Verwirrung eine tiefe Ordnung zum Grunde liegt, die sich erst herausarbeiten muß; daß der höhere Geist, der Alles regiert, seine verborgenen Wege wandelt.

Ich sollte schauernd das Ziel sehen.

Am andern Morgen fand ich die Fremde gekräftigt und fast ganz hergestellt. Auch mich hatte jene Weichmüthigkeit verlassen, die mich gestern Abend so beklommen machte. Ich trat zu der Fremden in das Zimmer. Ich wußte schon im Voraus, welche klägliche Geschichte, mit Sensen eingefaßt, ich hören würde. Ich bin schon zu oft betrogen und getäuscht worden, um nicht streng auf meiner Hut zu sein. Das ist der Jammer, daß Lüge und Betrug uns oft gegen die Wahrheit verschlossen und blind machen. Und doch sollte Grundfaß aller Menschenfreunde sein: lieber gegen zehn Unwürdige edelmüthig zu handeln, als einem einzigen Braven die verdiente Liebe und Güte zu entziehen. Dem ist aber nicht so, und es ist nur gut, daß wir oft minder klug sind, als wir sein möchten; daß das unverdorrene Herz mit den weisen Mahnungen des Kopfes oft davon läuft.

Ich traf die Fremde heiter und wohlgemuth, sie dankte mir mit aufrichtigen Worten. Sie war — nach ihrer Aussage — die Tochter eines begüterten Bauern, der durch schlechte Wirthschaft und öfteren Wechsel des Wohnorts in Armuth versunken war. Sie hatte noch bessere Tage im elterlichen Hause gesehen. Vater und Mutter sind todt und das Mädchen — sie hieß Christiane — diente seit drei Jahren als Magd bei dem Postmeister zu N... Hier gerieth sie zu Fall mit einem Knechte. Sie weinte bitterlich als sie dies sprach, dann aber trocknete sie ihre Thränen und ihr Auge glänzte hell, als sie von ihrem Bräutigam (so nannte sie ihn stets) erzählte. Sie schilderte ihn als einen kernbraven und arbeitsamen Menschen, sie konnte seines Lobes nicht satt werden. Er wollte sie heirathen, aber da sie beide ganz ohne Vermögen waren und nichts als arbeitssame Hände hatten, erhielten sie nirgends die Bürgerannahme. Sie sprach von den Nächten, die sie einsam durchgeweint, und wie ihre Mutter im Grabe keine Ruhe finden könne, weil ihre Tochter vom Wege des Rechts abgegangen sei. Sie erzählte, wie ihr Bräutigam sich ein Leid anthun wollte, aus Kummer über das Vergehen. Dann aber sagte sie wieder: „Unser Herrgott will mich strafen für meine Sünden. Ich will gerne Alles über mich nehmen, wenn nur das arme, unschuldige Geschöpf uns erhalten wird. Ich will gerne arbeiten, bis mir das Blut unter den Nägeln hervor läuft, und ich und mein Bräutigam werden in ein Paar Jahren schon so viel verdienen, daß wir nach Amerika auswandern können.“

Ich gestehe, diese Geschichte rührte mich wenig; ich habe deren schon so viele, halb aus Wahrheit, halb aus Lüge geschmiedet, erfahren. Als aber nach wenigen Tagen der Bräutigam eintraf, ein schmucker Bursch mit trotzigem Gesichte, der aber jetzt so zerknirscht war wie ein Verbrecher, als er mir mit zitternder Hand einige Groschen geben wollte, und in der Furcht vor Beleidigung sagte, ich könne dafür Christianen einige schmachtendere Suppen kochen lassen, da gewann ich eine bessere Ansicht von dem Verhältniß dieser beiden Leute. Der Bursche gefiel mir besonders wohl. Es war einer jener Menschen, die nicht zu danken gewohnt sind, denen die demüthigen Worte schwer vom Munde gehen, weil sie lieber nur das empfangen, was sie mit Recht fordern können. Ich gestehe, ich liebe solche Naturen. Es ist so viel Bettelhaftigkeit und Kriecherei in der Welt, daß es mir wohl thut, selbständigere Naturen zu sehen, die eine Freundlichkeit und Güte frei hinnehmen, wie wenn sie sagen wollten: Wenn ich in den Fall



komme, Dir was zu erzeugen, soll's gerade so gern geschehen.

Am zehnten Tage nach ihrer Ankunft genas Christiane eines kräftigen Knaben. Die Freude, die sie beim Anblicke des Kindes hatte, ist unbeschreiblich. In dieser Minute wich alle Trauer und alles Ungemach von ihr: sie war ganz eine glückliche Mutter. Und als sie sagte, das Kind sei dem Vater wie aus dem Gesichte geschnitten, da war ihr Angesicht strahlend, wie von einem Glanze übergossen.

Acht Tage später gebär die Frau des Kaufmanns F—r gleichfalls einen Sohn. Ich schlug nun Christianen vor, dort als Amme einzutreten, da sie ein schön Stück Geld verdienen würde. Sie sah mich mit aufgerissenen Augen an, drückte ihr Kind an sich, und große Thränen standen ihr in den Augen. Sie holte schnell Athem und konnte nicht sprechen, endlich sagte sie: „Ich kann nichts darüber sagen, mein Bräutigam kommt heute zur Taufe.“ Das Kind wurde getauft, ich sollte zu Gevatter stehen, hatte aber keine Zeit, und aufrichtig gestanden, auch keine rechte Lust. Ich wäre Allerwelts-Gevatter, wenn ich alle Auerbietungen annehmen wollte. Zum Danke für mich erhielt indeß der Knabe meinen Namen: Anton. Der Bräutigam wollte das Kind mit auf ein Dorf nehmen, um es dort zu versorgen, ich rieth ihm auch dazu; aber Christiane machte zur Bedingung,

daß, wenn sie als Amme eintrete, ihr Kind in ihrer Nähe bleiben müsse. Es ward einer bekannten Ziehfrau übergeben. Noch denselben Abend brachte ich Christiane in das Haus des F—r. Sie zuckte zusammen, als sie das fremde Kind an ihre Brust legen sollte, und das Kind wendete sich mit Schreien ab. Das gab sich aber bald, und Christiane wohnte wie eine Fürstin in einem gleichmäßig durchheizten Gemache. Mit dem Kräftigsten und Nahrhaftesten wurde sie gesättigt und getränkt, Alles war ihr zu Diensten und das Kind des F—r (es erhielt den Namen Hermann) gedieh von Stunde zu Stunde. Christiane sah jetzt ganz hellfarbig und zart aus, sie sang und scherzte den ganzen Tag und hatte nicht Liebstungen genug für das Kind. Wir mußten oft über ihre Ausgelassenheit lachen. Es ist wunderbar, wie ersfinderisch die Leidenschaft in Liebes- wie in Scheltworten ist. Da ist nichts zu widerständig, was man nicht vorbringt. Wenn

Christiane sich in Liebesworten gegen Hermann erschöpft zu haben schien, fand sie immer noch Neues und sie sagte, die Zähne übereinander beißend: O du . . . du . . . goldene Einsuppl, du . . . du . . . zukrige Dfengabel u. dgl. — Ich glaube, Christiane wollte den Schmerzensschrei in ihrem Innern übertäuben, sich selber vergessen, und sie hatte es zum Theil schon dahin gebracht. Mir wurde von allen Seiten Lobspruch und Dank für die Verschaffung der guten Amme. Ich erhielt den Dank eines Sklavenhändlers.

Der Winter schlug schnell in den Frühling um. Christiane durfte mit dem Kinde in der Mittagstunde nach dem sonnigen Paradeplatz gehen. Der Kaufmann F—r hatte ihr einen ganz neuen schönen Anzug von ihrer Bauerntracht fertigen lassen. Christiane wäre lieber in Stadtkleidern, in fremder Hülle ausgegangen; aber man liebt es der Welt zu zeigen, daß man eine kräftige Amme vom Lande habe, und so mußte sie die schönen Kleider anlegen. Sie trug das Kind, das in weiche seidene Kissen eingehüllt und mit einer leichten Decke zugedeckt war, und hielt behutsam noch einen Sonnenschirm, um die allzu eindringlichen Sonnenstrahlen abzuhalten. Die junge Frau sah zum Fenster heraus. Ich begegnete Christianen, als sie eben auf die Straße trat. Sie sah sich scheu um und sagte mir: sie käme sich wie verkauft und ausgehandelt vor, als ob sie eine fremde Person wäre; es sei ihr so bang zu Muthe; sie solle auf den

Paradeplatz mit
Auf
hoffinnen
aufziehen
ten, als
wurde
sagt hat
Sie hat
dem sie
Taufsch
die alte
schenke
war dar
ganz fre
sich ihre
verlarvt.
alter S
enge St
sand es
eine hal
auf sein
und sah
kleinen
die Ziebf
mit ihren
em Blic
der
sagte mir: sie käme sich wie verkauft und ausgehandelt vor, als ob sie eine fremde Person wäre; es sei ihr so bang zu Muthe; sie solle auf den

Kind in
d einer
ch den-
ane in
zusam-
an ihre
d wen-
gab sich
wie
durch-
stigten
igt und
en und
en Na-
nde zu
z hell-
scherzte
t Lieb-
r muß-
lachen.
sch die
eltwor-
überfin-
Wenn
ermann
er noch
reinan-
ne Lin-
n. dgl.
herzens-
selber
a dahin
bspruch
Amme.
ers.
frühling
er Mit-
gehen
neuen
gen las-
ern, i-
iebt es
e Amm-
schöne
eine halb
weiche
n Ded-
en So-
enstra-
Genst-
sie ebe-
um un-
ausge-
n wäre
auf der



Paradeplätze den von der Börse heimkehrenden Ba-
ter mit dem Kinde im Freien überraschen.
Auf dem Paradeplätze waren noch mehre Ge-
nosinnen, meist leichtsinnige Geschöpfe, die dem
aufziehenden Militär mehr Aufmerksamkeit widme-
ten, als den Kindern auf ihren Armen. Christiane
wurde nun gefragt, ob ihr Prinz schon Abje ge-
lagt habe. Eine fieberhafte Angst überfiel sie jetzt.
Sie hatte ihr Kind erst Einmal gesehen, seit-
dem sie es verlassen. Am Tage, als der reiche
Rauffschmaus gefeiert wurde, brachte es
die alte Ziehfrau und erhielt reiche Ge-
schenke an Essen und Trinken. Christiane
war damals ihrem Kinde gegenüber fast
ganz fremd; ein sonderbares Gefühl hatte
sich ihrer bemächtigt, ihr Herz war wie
verlorn. Jetzt überrieselte sie ein eis-
kalter Schauer. Sie rannte durch feuchte,
enge Straßen, hin zu ihrem Kinde. Sie
sah es schreiend, allein in der Kammer,
eine halb geschälte gesottene Kartoffel lag
auf seinem Bettchen; es war abgemagert
und sah gelblich aus. Als sie jetzt den
kleinen Hermann ansah, da (so erzählte
die Ziehfrau) war es, wie wenn sie ihn
mit ihren Blicken tödten wollte. In die-
sem Blicke lag: Sieh, dort ist der Räu-
ber, der Dir deine Mutter, deine Nah-
ung, dein Leben raubt. Sie sank an
die Wiege nieder und schluchzte laut; die
kleinen Kinder schrienen mit. Dann erhob

sie sich wieder, faßte ihr Kind, herzte und küßte
es; sie reichte ihm die Brust, aber es trank nicht;
sie hob es scherzend über dem Kopfe empor, und
es schlug ihr wie spielend in's Gesicht. Sie zankte
nun mit der Ziehfrau, und schnell übermannte sie
wieder die Angst, sie mußte nach Hause — und
fort eilte sie mit dem weich eingehüllten Hermann.
Zu Hause mußte sie einen tüchtigen Zank aushal-
ten, so weit man eben gehen wollte, um dem
Säugling nicht dadurch zu schaden. Alles war in
höchster Bestürzung gewesen. Der Vater war von
der Börse nach Haus gekommen, man hatte das
Kind nirgends gefunden. Christiane wollte nicht
sagen, wo sie gewesen war und gab vor, sie habe
sich verirrt gehabt. Es ward nun beschlossen, sie
dürfe nie mehr allein ausgehen. Der kleine Her-
mann schrie und winselte den ganzen Tag. Ohne
meinen Willen ward ich der Verräther, wo Chri-
stiane gewesen war. Die Erschütterung, die sie
erfahren, hatte ihre Wirkung auf den Säugling
geäußert. Man sprach davon, Christiane plötzlich
aus dem Hause zu jagen; ich vermittelte und ver-
sprach, ein wachsames Auge auf ihr Kind zu haben.
Ich hatte das bereits, aber was kann das hier
helfen?

Christiane war wieder ruhig und heiter wie
zuvor. Am dritten Abende nach diesem Vorfalle
war F-r mit seiner Gattin bei den Eltern. Alles
im Hause war ruhig. Christiane sang eines je-
ner wehmüthigen Volkslieder, an denen wir Deut-
schen am reichsten sind. In dem Nebenzimmer ar-
beitete das Kammermädchen. Plötzlich eilte Chri-
stiane an's Fenster und riß es hastig auf. Das



en
ht
vi-
ie
n
ie
i-
is
3-
d
8
st
8
-
e
-
1
-
-
r
3
7
t
L

Kammermädchen fragte durch die Thüre, was sie mache, sie solle schnell schließen, es käme ja Abendluft herein. Christiane erwiderte: ob sie nichts gehört habe, es sei ihr immer, wie wenn Jemand unten auf der Straße ihren Namen rufe. Das Kammermädchen sagte: es höre nichts, das sei Einbildung. — Aber Christiane ließ es nicht ruhen; sie sprang im Zimmer umher, wie ein Wild im Käfig. Sie blieb stehen und horchte nach dem Fenster; Alles war still, und doch hörte sie jetzt wieder etwas. Sie öffnete die Thüre und ging hinaus. Draußen zog sie die Schuhe aus, und schlich sich leise die Treppe hinab. Die Hausthüre war verschlossen. Christiane öffnete ein Fenster auf dem Flur und wollte hinaus, es war vergittert. Sie schlich nach dem Bedientenzimmer, es war glücklicherweise leer, das Fenster unvergittert, und schnell war sie auf der Straße. Kaum, daß ihre Füße den Boden berührten, jagte sie dahin, fort durch die Straßen. Der Nachtwächter, an dem sie vorbeihuschte, erschrack heftig; unhörbar war sie gekommen und verschwunden. Fort eilte sie und gelangte endlich zu dem Hause, wo ihr Kind war. Das Haus war offen, die Frau war so eben zu einer Nachbarin gegangen. Christiane fand ihr Kind ruhig im Bette, es schrie nicht mehr, es stöhnte nur. Der Mond stand hell am Himmel und sah auf die Mutter nieder, die thränenlos sich über ihr Kind bogen. Die Ziehfrau kam herbei mit Licht. Christiane stieß einen Schrei aus, der durch Mark und Bein schütterte, als sie ihr Kind sah; sie raufte sich die Haare, dann aber ward sie ruhig, legte das Kind an ihre Brust und o Seligkeit! es schlug die Augen auf, langte mit dem Händchen nach dem Munde der Mutter und trank. Behutsam legte sie es nieder und küßte die Decke, unter der es schlief, wenigstens die Augen geschlossen hatte.

Ich war auf meinem Rundgange eben an das Haus gekommen, und als ich drinnen laut sprechen hörte, trat ich ein. Christiane eilte mir entgegen und rief jubelnd: Mein Kind lebt! Mein Kind lebt! — Ich aber sah den Tod, der jede Minute diese Augen auf ewig schließen konnte. Ich wollte Christianen bewegen, nach Hause zu gehen, sie aber war stolz oder in Gedanken verloren und hörte kaum auf mich. Sie sang ein Wiegenlied und wiegte das Kind fort und fort, und als ich nach dessen Puls fühlte — er stand still, sie wiegte ein todes Kind. Ich suchte nun mit Gewalt Christianen zum Heimgehen zu bewegen, ich hoffte,



es ihr noch zu verbergen; sie aber sagte nochmal nach ihrem Kinde und ich sah es, wie eine Dornnadel durch den Körper rieselte; sie sank langsam auf die Wiege nieder. Als wir sie wieder zum Leben gebracht hatten, lachte sie und sagte: „Ja, es hat Abse gesagt, mein Antonchen, aber es hat doch von mir getrunken, ja, ja.“ — Christiane wandelte sie hin und schüttelte mit dem Kopfe, wie wenn sie nach allen Seiten hin grüßen wollte. Ich hatte noch viel zu thun und befahl, daß Christiane hier bleibe, ich würde sie abholen. So durfte sie nicht in's Haus des F—r zurück. Christiane ließ mich ruhig gehen, als ich aber fort war, überredete sie die Ziehfrau, daß sie sie begleite. Still wie ein Lamm ging sie dahin auf der Straße. Als sie am Hause F—r's ankam, fuhr eben der Wagen durch das Hofthor. Christiane sagte: „Laß mich jetzt hinein!“ Und husch war sie davon. Sie schlich leise in die Kinderstube, riß den Kleinen Hermann aus dem Schlafe, küßte und herzte ihn und sang ihm vor:

Schlafe mein Kindechen schlaf,
Dein Vatter hüt' die Schaf,
Dein' Mutter —

Da öffnete sich die Thüre, die Mutter trat herein. „Was macht denn mein Kind?“ fragte sie. „Dein Kind!“ rief Christiane wildrasend. „Weg, weg, Dein Kind, mein Kind, ja, Dein Kind, der Mörder meines Kindes!“ Sie stieß wild vor sich hin. „Mörder, Mörder!“ schrie sie.

sie, u
Es st
todt.
Zu
Kind
Boden
Christi
her.
N
in das
wie m
stiegen
ter M
ben;
S
G
nach
fort:
einem
senden.
ten un
ein Gl
muß g
„C
Aume
Anfi
Allem
Mädch
wahren
sie auch
wir br
man al
mußten
Es
fordern
am sie
dafür
thun,
Spaß
dem He
der G
recht of
Jeder
wissen,
olch' ei
en ger
er brin
sch
af er
Dr G

ste, und warf das Kind auf den Boden. Es stöhnte nur noch Einmal auf, es war todt.

Ich trat eben in das Zimmer. Das Kind lag mit zerschmettertem Kopfe am Boden, die Mutter neben ihm ohnmächtig; Christiane lief singend in der Stube umher. Ich war erstarrt.

Noch dieselbe Nacht wurde Christiane in das Irrenhaus gebracht, es war ihr, wie man sagt, die Milch in den Kopf gestiegen. Nach vielen Wochen grausenhafter Raserei ist sie gestorben.

Die Ehe F—r's ist kinderlos geblieben; er ist von hier weggezogen.

So erzählte der Arzt.

Entsetzlich! riefen die beiden Freunde nach einer Pause, und der jüngere fuhr fort: „Das ist eine schreckliche Rache an einem Einzelnen, für die Schuld von Tausenden. Es ist jämmerlich, wie wir mitten unter den schmachlichsten Zuständen und ein Glück zusammenleimen, so elend. Hier muß geholfen werden.“

„Christiane“, sagte der Arzt, „war die letzte Amme, die ich besorgte. Ich habe durch meine Ansichten die Hälfte meiner Kunden verloren. Vor Allem muß dadurch geholfen werden, daß man die Mädchen gesünder erzieht; damit sie Mütter im wahren Sinne des Wortes sein können. Mögen sie auch weniger das Klavier zu klumpen verstehen, wir brauchen vor Allem gesunde Menschen. Wo man aber nothgedrungen eine Amme nehmen muß, müßten sich die Eltern verbinden, über das Leben



des Ammenkindes durch tagtägliche Fürsorge zu wachen, oder besser, das Ammenkind gleichfalls in's Haus nehmen. Ein Verein von Männern und Frauen, der sich hiezu verbände, wäre nicht außer der Zeit.“

„Gewiß, auf diesem Wege muß die Heilung versucht werden,“ sagte der Graubart. „Es hat wohl seine Schwierigkeiten. Vorerst ist es nur nöthig, der Welt zu zeigen, wie sie unter Mord und Sünde und Schlechtigkeit lebt. Sieht man das ein, so ist die Abhülfe nicht fern, wo sie auch sei.“

Wer will hier anfangen zu helfen?

Neuer deutscher Briefsteller.

Es sind dem Gevattermann auf seine Anforderung hin einige Briefe zugesandt worden, um sie weiter zu geben, d. h. gedruckt. Er sagt dafür seinen schönen Dank, kann aber nicht mehr thun, so gerne er auch möchte. Manche meinen, Spaß machen sei die Hauptsache. Gewiß, so aus dem Herzen lachen, das ist eine schöne Sache, und der Gevattermann wünscht Jedem, daß er es recht oft können möge. Aber, wie gesagt, es soll's Jeder können, und nicht bloß Diejenigen, die da wissen, auf wen in ihrem Dorf oder in ihrer Stadt solch' eine Geschichte gemünzt ist. Ueberhaupt möchten gerne Manche Den und Jenen in den Kassen bringen. Der Gevattermann ist nicht so zahm, daß er nur so in's Allgemeine und Blaue hinein-

redet, so daß Keiner sich getroffen glaubt, und er nur immer mit der Stang im Nebel herumfährt. Nein, man muß, wenn's geht, Den und Jenen beim Schopf nehmen und ihn da drucken. Man spricht wohl davon, man solle die Personen aus dem Spiel lassen und nur von dem reden, was geschieht, von den Thaten; aber von wem geschehen denn die Thaten? Das sind immer wieder Menschen mit zwei Beinen, und darum kann man sie nicht aus dem Spiel lassen. Man darf sie aber nur so viel herbeiziehen, als zur Sache nöthig ist, und nicht mehr. Da ist aber ein Zetermordjo, wenn man nur irgend einen anfassen will, der zu einer gewissen Klasse gehört, die zusammen gewachsen ist, wie ein Rattenkönig. Und wenn's der

Kleinste ist, er findet Beschützer genug, und man wird gehudelt und gesudelt von oben herab, und muß noch froh sein, wenn's erlaubt wird, daß man eine Antwort geben darf. Der Gevattermann kann ein Stückchen davon erzählen.

Sonderbar aber ist, daß Manche dem Gevattermann Klagen über Ungerechtigkeiten in dem Gemeindehaushalt eingeschickt haben, und doch dabei ihren eigenen Namen verschwiegen haben. Was soll man nun damit machen? Darf man etwas weiter verbreiten, ohne dafür einen Bürgen zu haben, ohne von der Wahrheit überzeugt zu sein? Die größten Feinde der Freiheit und Wahrheit sind diejenigen, die das edelste Werkzeug derselben, die Presse, dadurch entwürdigen und verunreinigen, daß sie etwas damit verbreiten, von dessen Wahrheit sie nicht vollkommen überzeugt sind, oder verlässige Bürgen dafür haben. Wer anders verfährt, und gibt er sich auch noch so sehr den Anschein, für die Freiheit wirken zu wollen, handelt schlecht, denn er untergräbt das Vertrauen in das öffentliche Wort.

Darum wird der Gevattermann nie von etwas Gebrauch machen, was ihm ohne Namen anvertraut wurde.

Der brave Volksschullehrer, der die Noth seines Standes klagte, möge bedenken, daß er sich durchaus in allgemeinen Klagen und Ausrufungen gehalten hat. Damit macht man hentigen Tages den Menschen ihre Ungerechtigkeit nicht mehr anschaulich; man muß ihnen zeigen, wie's im Leben steht, man muß ihnen etwas Bestimmtes vorlegen, dann können sie nicht mehr sagen: Das sind allgemeine Lebensarten. Gewiß ist das Unrecht himmelschreiend, das man vieler Orten an den Volksschullehrern begeht, indem man immer höhere Anforderungen an sie stellt und sie dabei darben läßt, ja sogar ihnen Mittel und Wege abschneidet, ihre Noth und die mögliche Art der Abhülfe kund zu geben. Die neuen Staaten müssen immer mehr einsehen lernen, daß den Volksschullehrern die edelsten Güter der Völker zur Wahrung und Bildung anheim gegeben sind, daß sie es sind, die den Geist kräftigen sollen, damit der Geist regiere — daß ihre Stellung sonach die entsprechende sein muß. Das wird aber, wie gesagt, nur durch einfache Darstellung der Dinge klar gemacht. Darum wäre es gut, wenn der brave Schulmeister oder ein Anderer, der sich dazu geeignet glaubt, bündig und klar sein Leben von seiner Kindheit an bis heute schilderte. Das wird Manchem die Augen öffnen. Das treffliche Buch „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“, das in Bern 1833 erschienen ist, könnte dabei als Muster dienen;

nur müßte es kürzer sein. Der Gevattermann wird's gerne abdrucken, wenn's ihm gestattet wird.

Schließlich muß noch bemerkt werden, daß leider diesmal kein Brief vom Vetter Andres kommt. Er hatte sich vorgenommen, über einen wichtigen Gegenstand zu schreiben, nämlich über die religiöse oder vielmehr unreligiöse Feindschaft zwischen uns Deutschen, die wieder aufzukommen droht. Wir Deutschen — meinte er — sind schon zerstückelt genug. Erst in der letzten Zeit haben wir wieder einsehen gelernt, daß wir fest zusammen halten müssen, wenn wir etwas sein wollen, sowohl für uns als für die Welt. Jeder solle seinen Ueberzeugungen gemäß leben, und was jetzt die Gemüther bewegt, dem kann nicht durch einen Zuruf Halt geboten werden. Immer aber sollen wir den Gedanken vor Augen haben, daß wir Alle Kinder Eines Gottes und Eines Vaterlandes sind, und einander friedlich halten. Sind ja nicht alle Kinder Einer Familie gleicher Sinnesart, und doch sollen und müssen sie sich lieben, wie es ihnen Gott befohlen und in's Herz geschrieben hat. — So wollte der Vetter Andres ausführlich darthun, es ist aber unterblieben, und jetzt kann einstweilen Jeder ausführlich darüber nachdenken.

Lesen wir nun, was der Bruder Berliner schreibt.

Brief eines schwäbischen Bäckergehilfen aus Berlin.

Berlin, den 15. April 1845



Wie wirst Du auffchauen, lieber Bräuer, wenn Du da oben liesest: Berlin u. s. w. Ich seh Dich vor mir, wie Du Deine Pfeif aus dem Mund thust, wie Du auspeist, an Deinem Ermen den Mund abwischest, auf's Papier schlägst und sagst: Ist der Bliglerl nach Berlin! Jetzt komm er gewiß als ausgewechelter Silberjroschen wieder heim, und will einen halben Kreuzer mehr

ersten als ein landläufiger Groschen. Ich kenn' Dich wie meine Hosentasche? Ich weiß wohl, daß Du die Preußen und vorweg die Berliner nicht magst: Es ist lauter lustig Zeug, wie die Berliner Pfannkuchen. Nicht wahr, so denkst Du? Und so hab' ich auch gedacht und hab' gehabt so viel Grund dazu gehabt, wie Du, nämlich — keinen. Ich hab' gemeint, das müßt so sein, weil die Red' so geht. Der hat immer gesagt: selber essen macht fett, und so sag' ich auch, selber einsehen macht gescheit. Ärgert's Dich nicht auch, wenn man sagt: die Schwaben seien dumm? Kommet nur zu uns, sagst Du dann, wir wollen auch schon was aufzurathen geben. Ebenso können auch die Berliner sagen. Wenn ihr uns für Hunterleider und Windbeutel haltet, kommet nur zu uns, wir wollen euch schon beweisen, daß wir auch nicht von Lust leben, und daß wir das Herz auch in rechten Fleck haben. Nein, lieber Bruder, ich hab' hier so tüchtige Herzmenschen kennen gelernt, so kernig und so brav, wie nur irgendwo. Die Beamten und die Offiziere, die machen ja nicht das ganze Volk aus, und es gibt auch unter ihnen recht einfache, herzliche Menschen. Und ist denn ein Deutscher ein anderer, weil er unter einer anderen Regierung steht? Freilich sind die Menschen hier oben anders als bei uns, aber ich sag immer: ländlich sittlich, und Deutsche sind sie und im Grund sind sie doch wie wir, wenn's auch obenhin anders aussieht. Es grämt mich, wenn ich dran denk, daß wir Deutschen so schadensfroh gegen einander sind, und Einer dem Andern was aufmühen möchte. Freilich sind die Leute hier nicht so offenerzig, wie bei uns, es gibt eben verschiedene Menschen; und wenn ich den Teig auch noch so gleich wieg' und ihn noch so gleich form', es kommt doch nicht ein Brod aus dem Backofen, das dem andern ganz gleich ist. Von Kulda an aufwärts triffst Du an den ärmlichsten Bauernhäusern Vorhäng an den Fenstern, wenn's auch nur ein Lumpen ist, daß man nicht neingucken kann; und die Blumen, die sie in Scherben haben, stehen nicht vor dem Fenster auf einem Brett, daß sich jeder daran erfreuen kann, sondern innen auf dem Sims. Und so ist's auch bei den Menschen. Dafür sind sie aber auch hier oben viel häßlicher und eingezogener als bei uns; die Leute leben viel mehr daheim bei ihrer Familie, und liegen nicht so viel in den Wirthshäusern. Es ist wunderfelsen, daß ein Chemann in ein Wirthshaus geht, oder sonst an einen Vergnügungsort, allein ohne die Seinigen. Die Preußen sind viel höflicher, aber auch viel steifer als die Leute bei uns. Ich mein', das Letzte kommt da-

von her, weil sie alle exerzirt sind. Er drückt mich oft, der Unteroffiziers-Stolz, der Schnurrbart's-Hochmuth, oder wie soll ich's doch heißen? — der in Vielen steckt und sogar oft in den Besten, die ich gefunden hab'. Aber bedenk nur, daß hier Alles, von oben bis unten, Soldat ist, und daß die Preußen bis jetzt sich hauptsächlich als Soldaten hervorgethan haben und groß geworden sind. Ich hab' ein halb Jahr in Frankfurt am Main gearbeitet und hab' dort Leute gefunden, ganz arme Teufel, die darauf stolz sind und damit prahlen, daß der Rothschild und der Bethmann und wie sie alle heißen, so und so viel Millionen Gulden haben. So geht's auch hier. Es gibt viel Leut', die einen Grattel haben, weil die Herren so mächtig und so groß sind. Das muß ich sagen: ich verzeih's Jedem, wenn er sich was drauf einbildet, daß er zu einem großen und mächtigen Staat gehört, der in der Welt was zu bedeuten und auch ein Wort mit zu reden hat. Das merkt man erst recht, wenn man in die Fremde kommt. Es ist gerad, wie wenn man zu einer angesehenen, weitläufigen Familie gehört; das gibt einem mehr Muth und man kann sich in Freund und Leid mehr drauf verlassen, als wenn man zu einer kleinen Familie gehört, von der man drei Stunden davon nichts mehr weiß. Aber ich sag wieder: Es ist recht schön, wenn man zu einer großen Familie gehört, aber man muß auch selber für sich etwas darin bedeuten. Es ist recht schön, wenn man zu einem großen Staat gehört; das allein macht's aber nicht aus: es kommt drauf an, was der Bürger darin zu bedeuten und zu sagen hat. Du wirst vielleicht denken: der Anton bleibt sein Leben lang draußen in der Welt, der ist bei uns nicht mehr recht daheim. — Da hast Du den Alten auf dem Nest gefangen. Nein, Bruderherz! Ich bin jetzt viel in der Welt herumkommen, aber ich möcht' nirgends anders leben, als im Schwabenland. Man ist nirgends besser aufgehoben als daheim, wo man einen von Jugend auf kennt, wo man sich nicht so viel zu erklären hat: so und so mein' ich's, und ihr müßet mich nicht falsch verstehen. Ich war an manchem Ort, wo mir's gefallen hat, und wo sich auch Gelegenheit gegeben hätt', zu bleiben, und da bin ich oft herumgelaufen und das Herz im Leib hat mir gezittert, und ich hab' mich gefragt: Möchtest Du da Dein Leben verbringen? Und da hab' ich's gespürt, wie wenn es mir einen Stich gab, der mir durch Mark und Bein fährt, und ich hab' ein schrecklich Heimweh bekommen. Und ich hab' mir dann gesagt: Nein, komm', was da woll', heim gehst Du wieder, hier draußen bist Du doch

immer fremd und sie verstehen Dich doch nicht recht. Wenn ich das gesagt hab', da war mir's so wohl, daß ich hätt' laut auffauchen mögen, und es war mir, wie wenn ich daheim auf dem Berg stünd, und die Luft hat so gut geschmeckt und die Glocken haben so schön geläutet, und die Kameraden haben so schön gesungen:

„Drunten im Unterland,
„Da ist es schön“

und ich bin so lustig gewesen, daß ich den ganzen Mittag hab' nichts mehr essen können, und ich hab' mich hingelegt und hab' geschlafen bis es Zeit war zum Mehleintun. Nein, Bruderherz! zu Dir komm ich wieder und bei Euch bleib' ich. Du wirst vielleicht jetzt wieder sagen: Der Anton ist noch immer der weichmüthig Bursch. Thu das nicht Bruder, mach's nicht auch so wie die hier, die keinen Gedanken vorbeistiegen lassen, dem sie nicht ein Paar Federn ausrupfen. Wenn man das weiß, so schnürt's einem die Kehle zu, daß man gar nicht mehr reden mag. Ich bin nur so, wenn ich mit Dir red. Ich könnt' mich auch hinstellen wie ein Eisenfresser, ich will aber nicht. Das Leben ist so kurz, es ist nicht der Mühe Werth, daß man lügt und sich für einen Andern ausgibt, als man ist. Und dann hab' ich's schon gezeigt, daß ich Kurasche hab', so gut wie einer, und mich vor dem Teufel nichts fürcht. Du weißt ja aber, daß es mich aus dem Polen fortgetrieben hat, weil ich Heimweh nach Deutschland gehabt hab', und jetzt ist mir's oft so arg, wenn ich mein', ich wär' noch nicht in Deutschland, weil ich noch nicht in Schwaben bin. Das ist aber Larifari. Hier ist Alles grunddeutsch. Ja, Manche meinen, Preußen sei ganz Deutschland und die anderen Länder seien bloß die Scharet, so was an der Backmulde hängen geblieben ist, und aus dem Teig hab' man ein verhußtes Brod zusammen gebacken. Es gibt aber auch viele tüchtige Menschen, die das Rechte einsehen, daß Preußen ohne das andere Deutschland, und dieses ohne Preußen nichts Ganzes ist. Drum ist mir's lieb, daß ich nach Berlin gekommen bin. Wir Schwaben haben auch Einbildung genug; wir meinen, die wo hochdeutsch reden, seien nicht so getreu; das ist aber nicht wahr. Das schöne Sprechen und die Redensarten aus den Büchern, die sie haben, das schadet ja nichts. Auffallend war mir, daß man hier statt nein — ich danke sagt. Ohnlängst hab' ich gehört, wie Einer den Andern fragt: Waren Sie gestern im Theater? Die Antwort war: Entschuldigen Sie, nein. Nun möcht' ich nur wissen, was daran zu entschuldigen ist?

gebrauchen sie hier die Redensarten, erlauben Sie, entschuldigen Sie u. dgl. all' Zin ger lang. Uns Schwaben halten sie hier für gut müthig, aber nicht für besonders gescheit. Sie werden sich schon besser besinnen, wenn's dran und dran kommt. Es kommt auch viel davon her, weil wir nicht so hurleburle mit der Sprach kommen. Ich bin doch schon viel in der Welt herum gekommen, ich hab's gar nicht mehr gewußt, daß ich so arg schwäbisch spreche; aber ich hör' ich's all' Ritt, daß ich noch tüchtig schwäbeln muß. Es ärgert mich aber, wenn sie mich immer so beschreien. Sag' ich etwas, so heiß't es gleich: Ach wie hübsch ist das Schwäbische, wie eigen thümlich drücken Sie sich aus. — Donner! Laß doch das. Was liegt an dem, wie man es sagt, es kommt darauf an, was man vorbringt. Was liegt an der Schüssel? Die Hauptsach ist, was drin ist. Letzten Sonntag war ich auf der Herberg und war so lustig, wie ein Vogel im Hamsamen. Ich weiß nicht warum, aber es war mir so wohl, wie wenn ich was Rechtschaffenes gethan, oder wie wenn ich morgen ein großes Glück zu erwarten hätt'. Ich hab' nun gesungen und bin gesprungen, daß sie Alle still gewesen sind und haben mir zugehört und zugehört. Da kommt ein Kamerad — er ist aus Prenzlau, hier in der Nähe — auf mich zu und sagt: Händle, Du bist ein ganzer Junge. Bitte, sag' 'mal, sind alle Schwaben so wie Du? — Das war doch gemeint von dem Prenzlauer, aber ich kann nicht sagen, wie mich's verjährt hat. Beim Blis! Ich bin ein Kerl für mich, und was ich Gute und Schlimmes an mir hab', das hab' bloß ich und niemand anders zu verantworten. Ich will nicht, daß man einen Einzigen, der einem in der Wurf kommt, für den Mustertknopf hält und glaubt, die wo noch im Päckle sind, seien nach derselben Form gemacht, accurat einer wie der andere. Nein, bei den Menschen muß jeder besonders angesehen werden. Ich muß Dir nämlich sagen, woher ich so auf den Gedanken verfallen bin. Ich war Sonntags vorher in einem Kaffeehaus und hab' ein Glas Bier getrunken. Da kommen zwei Leutenants, es waren keine blutjunge Burschen, denen könnt' man's noch vergeben, es waren gefestete Männer, wenigstens so Anfang der Dreißiger. Sie fordern eine Zigarre und eine Tasse Kaffee, haben Dir aber dabei ein Geschrei und einen Lärm verführt, ein ganzes Regiment Russen kann's nicht ärger machen. Und bis der Kellner Feuer gebracht hat, und wie sie hernach Billard spielen, haben sie Dir randaliert und ein Wesens gemacht, als ob sie allein auf der Welt wären; in zwei, drei

immern hat man sein eigen Wort nicht gehört. In schöner alter Mann mit weißen Haaren, der eben mir sitzt, legt die Zeitung auf den Schooß und sieht sich misanthropisch um. Ich sag so vor ihm hin: Das sollt' man nicht dulden. Der Mann beginnt nun ein Gespräch, erzählt, daß er auch Schwaben gewesen war und fragt dann: Haben Sie nicht gedacht, diese Hlausenmacher hier, das sind echte Norddeutsche? Ich sag', ehrlich gestanden, ja. Er fährt nun fort: Sehen Sie, wie ungerecht Sie urtheilen. Ich weiß wohl, wenn diese Leute sich in Stuttgart oder Heilbronn so mahnen, wird sie Jeder norddeutsche Hlausenmacher nennen. Das ist ungerecht. Verdrießt es Sie nicht auch, wenn Sie einen ungeschickten Streich machen und man sagt: So sind die ungeschickten Schwaben? Diese Leute hier gehören nicht zu der Mehrzahl, nicht zu den Besseren; die Bedienten sind immer die Stilleren, die sich nicht vorwagen, sondern bescheiden und ruhig sind. Lassen Sie sich das zur Warnung dienen, guter Freund, urtheilen Sie die Menschen nicht in Bausch und Logen, sondern jeden für sich. Dadurch wird man frei von Vorurtheilen. Allerdings ist das schwer, aber es muß doch sein. Was nun aber diese Offiziere hier betrifft, so ist das traurig, wie sehr sie in Allem begünstigt werden, und sich dadurch jedem Bürger etwas herausnehmen. So lange nicht dahin kommt, daß die Offiziere außer dem des Dienstes in Bürgerkleidern erscheinen müssen, so lange wird der Uebelstand dauern. In Oesterreich z. B. erscheinen die Offiziere in Gesellschaften meist in Zivill Kleidern, und man hört nichts von ihren Anmaßungen, von ihrer Sucht, immer oben auf sein zu wollen. Lassen Sie sich's überhaupt aber zur Warnung dienen, keine Vorurtheile gegen uns Norddeutsche mit nach Schwaben zurück zu nehmen." — Der Mann ging fort und ich hörte vom Kellner, daß er ein Arzt und Jude sei. Freilich, weil er ein Jude ist, muß ich besonders daran gelegen sein, daß man die Menschen nicht beurtheilt, wie eine Heerde Schaafe, sondern jeden für sich. Und er hat recht. Siehst du, deswegen hat mich's verdrossen, daß der Prentner aus mir einen Musterschwaben hat machen lassen. Es sind wenig Schwaben hier, ich weiß nicht warum. Bei uns geht Alles mehr Wien und doch müssen wir die Augen auch jetzt herauf wenden, denn es summt und surrt Alles durch einander, wie in einem Bienenstock, der stoßen will. Wir wollen sehen, was daraus wird. Geseit sind sie hier, wie der Tag schnell bei der Hand, aber sie haben nicht den Freund an einer einzigen Sach. Das ist

traurig. Wunderlich ist auch: die Berliner haben keine rechte Freund an sich selber. Wenn sie draußen sind, geht nichts über Berlin, und daheim spotten sie allfort über sich. So sind die Menschen. Das ist aber nichts, man muß zuerst auf sich selber was halten. Es sind hier aber auch gar viele Leute aus allen Gegenden, die noch nicht recht eingewachsen sind. Am besten komm' ich mit den Westphälern, Rheinländern und Schlesiern aus. Da ist ein Kleiner, ich heiß ihn nur das Männle, das ist ein Herzmensch. Alles, was er sagt, schmeckt so nahrhaft, wie gutes Kernbrod. Da ist ein Rheinländer, der war lang in Tyrol und singt prächtig und ist ein Hauptkerl, und die Schlesier singen auch fast so wie wir. Und der Medlenburger, der kann so von Grund der Seele lachen, daß man's ihm gleich anmerkt: das ist ein guter Mensch. Ich hab' schon oft wahr gefunden, wie Einer lacht, davon läßt sich viel abnehmen. Sonst lachen die Leute hier nicht viel, besonders hab' ich's nie bei denen gesehen, die auf der Straß arbeiten, Holz hacken u. dgl. Da hörst Du keinen Spaß; sie necken sich auch, aber ganz anders wie bei uns. Hier sind sie auf den Bis verseffen, und man hört viel erzählen, von hohen Herren, wie von Anderen; das ist Alles pffiffig, aber lachen braucht man nicht dabei. Der Schnaps! der Schnaps! Bruder, das ist ein Elend. Man spottet oft darüber, daß in Baiern sich die Regierung so viel mit dem Bier beschäftigt, das ist gar nicht lächerlich; im Gegentheil, man braucht nicht immer an sogenannte hohe Dinge denken. Es ist eine schöne Pflicht, von Staats wegen darauf bedacht zu sein, daß die Armen billige und gesunde Nahrung bekommen. Das wär' ein Kapitel, darüber ließ sich viel sagen. Oder sind wir Bäcker allein der Aufsicht werth? Der Mensch muß auch was zu trinken haben, und darum sollt man nicht ruhen, bis man da was ausfindig gemacht hätt', was dem Schnaps den Garaus macht. — Ich bin ihm besonders auch deswegen feind, weil man dabei nicht singen kann. Du hörst hier wunderselten einen Gesang. Die Wirthshäuser sind hier aber auch meist in den Kellern. Da ist einem schon ganz eigen zu Muth, wenn man so unter den Boden hinuntersteigt; ich hab' immer frisch Athem geholt, wenn ich wieder herauf war, es ist nicht recht fröhlich da unten. Eine große Freiheit ist hier, die wir bei uns nicht haben und die den Wirthen bei uns auch wohlgefallen thät; es ist hier gar keine Polizeistunde, wo in den Wirthshäusern abgeboten wird. Da sitzen aber die Menschen so still bei einander, wie wenn das Trinken ein Geschäft wär. Sie freuen sich hier

überhaupt nicht so behaglich an einem guten Bissen und an einem guten Trunk, wie wir, das halten Viele für zu gemein, zu niedrig. Es braucht ja nichts Ausgepöcktes sein, was man hat, wenn man nur vergnügt dabei ist — so mein' aber ich. Man genießt bei uns das Leben viel mehr als hier, wir machen uns fröhlicher damit. Wenn's auch noch schlimm aussieht in der Welt, man kann doch nicht immer den Kopf hängen; wenn die Zeit kommt, kann man schon den Kopf hängen lassen. — Kann aber sein, die Leut' sind hier innerlich vergnügt; was hab' ich aber da davon? Wenn man bei einander ist, muß man mit einander vergnügt sein, und Jeder muß hergeben, was er hat. Das ist aber nicht wahr, wenn man bei uns meint, sie hätten hier nichts zu beißen und zu schleifen; man ist hier auch tüchtig, wenn man was hat. Sie kochen aber Alles so süß, daß ich mich noch immer nicht recht daran gewöhnen kann. Denk' nur, sie machen hier auch Suppen, von was meinst Du? Von Weißbier. Ich kann's nicht essen, es schmeckt wie Latrig. Ländlich sittlich, daß gilt auch vom Essen, Gewohnheit thut Alles, aber Bier-suppe, die bring' ich nicht hinab und pures Weißbier auch nicht. Das wird in langen Gläsern aufgetragen und ist fast lauter Schaum. Ich will aber was Festes haben, was thu' ich mit dem Schaumwiz? — Jetzt genug vom Essen und Trinken, sonst meinst Du, das sei mein ewig Dichten und Trachten; aber man versteht die Menschen besser, wenn man weiß, was sie gewöhnlich essen. Wenn Einer sechs Stück Kuchen verzehrt hat, ist er noch lustig wie vorher; wenn aber Einer ein tüchtig Stück Fleisch und einen Schoppen Wein im Leib hat, ist er ein anderer Kerl.

Es ist eine sonderbare Sach mit unserm Handwerk. Wenn andere Leut wachen, schlafen wir, und umgekehrt. Wenn ich so als Nachmittags ausgeschlafen hab' und an der Thür steh oder in der Stadt herumlauf, da ist mir's, wie wenn ich die Welt mit neuen, mit ganz anderen Augen ansah, als andere Menschen. Die sind jetzt schon halb müd, und ich bin erst frisch aufgestanden. Da komm' ich mir oft ganz fremd vor in dieser Welt, wo die Leut leben, wie wenn Alles am rechten Fleck wär'. Ich möcht das Berlin oft an einen andern Platz tragen, wo auch Berge sind und ein schönes Wasser; das macht die Menschen frischer. Aber solche Gedanken sind jetzt für die Katz. Es ist nun einmal da, und wir müssen uns daran gewöhnen, es für die erste Stadt von Deutschland anzusehen, es wird's gewiß. Nachher werden die Berliner auch mehr Respekt vor sich selber kriegen, ich mein' den rechten, und etwas aus sich

machen. Dem Frisör in der Friedrichsstraß, wird's schlecht gehen. Er hat auf seiner Tafel stehen: Frisör aus Paris. Du Französe, du ein Pariser sein willst, bleib daheim und Deine Leuten die Köpfe und laß uns hier unschoren. Unter den Linden steht auch angeschnitten nach Pariser und Wiener Manier. Ist nicht prächtig? Wenn's nur weit her ist, ist bei uns Deutschen wohl dran. Die Tafeln den Häusern machen mir viel zu schaffen. Kannst Dir nicht vorstellen, wie viel hundert, vielleicht tausend Hofmacher hier sind; ich meine Hoffschneider, Hoffschuh-, Bürsten-, Reitpeitschmacher u. s. w. Wo so eine Tafel ist, da das vergoldete preussische Wappen dabei, mit zwei wilden Männern. Ich hab' mir sagen lassen hier hat jeder Prinz und jede Prinzessin das Recht einen Hof zu machen. Ich denk aber weiß das aus Erfahrung von den zwei Hofbädern bei denen ich gearbeitet hab: wenn so einer ein Hofstiel hat, zählt er sich schon nicht mehr zum Bürgerstand; er meint, er muß jetzt die Bank Alles vertheidigen und prächtig sein was von Hof ausgeht. So Einer, der Reitpeitsche macht, meint, er sei ein Stück der Regierung. Ich will nicht sagen, daß bei Allen so ist, aber doch bei Vielen. Uebrigens fehlt mir's hier oft an Bürgerleuten, sind gewiß auch tüchtig da, aber man merkt nicht so. Freilich macht das schon viel aus, Alles nach der Mode geht; es ist hier ein samer Staat in den Kleidern. Du siehst fast kein Bürgersmädchen ohne Hut, wo man netten, runden Köpfchen so von allen Seiten kann; Alles trägt Hut und Schleier, sogar Dienstmädchen, wenn sie Sonntags ausgehen, weiß wohl, wir leben in der Zeit der Gleich wenigstens was Kleider anbetrifft; man schmeckt nicht Jedem auf's Brod, wer man ist, und man sich durch Kleider unterscheidet, ist noch alten Zeiten her, die nichts mehr gelten. mein' aber, wir Bürgerleute sollten solider und den Kleiderstaat nicht so mitmachen. Hab' recht oder nicht? Die Milchweiber tragen hier abgetragenen Strohhüte von den vornehmen Leuten, die mit Spitzen eingefast sind. Das ganz possirlich aus. Ich mein', die Leute sollen ihr eigen Sach tragen; wenn's auch nicht so ist, es ist doch viel schöner und ehrenhafter. das wollen sie nicht. Der Tapezier, der bei uns im Haus wohnt, der trägt auch die abgetragenen Kleider von vornehmen und gelehrten Leuten und aus den Zeitungen; er hat Blumen, die

auf seinem Miste gewachsen sind. Wie ich ihn
Anfangs kennen lernte, hab' ich einen grausamen
Respekt vor ihm gehabt; ich hab' gemeint, das ist
ein Professor und hab' mich für schrecklich dumm
im Vergleich mit ihm gehalten. Nachher aber hab
ich gesehen, daß er die Nebensarten bald ausge-
spielt hat, und dann war's Matthäi am legten.
Rein, man muß, wenn's geht, sich die Kleider auf
den Leib anmessen lassen, und so geht's auch mit
den Nebensarten. Man muß nur die nehmen,
die man grundmäßig versteht, und die einem eigen
sind. — Viel Spaß macht mir auch der kleine
Bub von dem Tapezier, der lernt jetzt sprechen
und kann nur die drei Worte: Papa, Mama,
Schandarm. Du glaubst kaum, was die Schan-
darmen hier für eine Rolle spielen. Es sind meist
schöne Männer mit stolzen Gesichtern, und sind
schön gekleidet, viel besser als die Leut', die sie
einfangen. Die Ziafer, die sie hier Droschken
reissen, machen einen Höllenlärm auf der Straße.
Durch die Droschken sind auch die Eckensteher
überfahren worden, d. h. es giebt keine mehr. Ich
hätt gar zu gern so einen Nante einmal kennen
gelernt. — Man sieht hier viel Leut' auf der
Straß, die haben ein schwarz und weißes Blech
in ihrem Hut, gerad neben die Hutschnur geheft-
et. Ich hab Anfangs gemeint, das seien Polizeileut-
e; es ist aber nicht so, sie tragen die preussische
Kokarde. Das zeigt an, daß sie noch keine Zucht-
ausstrafe gehabt haben, denn wer das gehabt
hat, darf sie nicht mehr tragen. Nun möcht' ich
wissen, was dabei zu berühren ist? Bei uns hat
im Zuchthausler kein landständisches Wahlrecht
mehr, und — es giebt Länder, wo man das von
Geburt an nicht hat.

Es müßt herrlich aussehen, wenn alle Deut-
schen aus den verschiedenen Ländern Kokarden am
Hut tragen thäten, da wär' jeder ein lebendiger
Grenzpfahl.
Sonntags hört man hier fast gar keine Glocken
läuten, wahrscheinlich weil keine Berge da sind
und es nicht widerhallt. Das thut mir leid. Ich
bin erst zweimal in der Kirch' gewesen, ich muß
die unrecht' gekommen sein. Rein, wenn der
Mensch von Natur ein so verteufteltes Geschöpf
ist, wie der Pfarrer gesagt hat, da möcht' ich lie-
ber ein Hund und kein Mensch sein. — Denk' nur
anmal Bruder, am Sonntags stricken hier die Weiber
anz öffentlich; bei Kroll oder wo sie sonst zur
Musik gehen, sitzen sie da und stricken. Ich bin
weiß kein Frömmeler, aber am Sonntags könnt'
an das bleiben lassen, und dann halt' ich nichts
von die Weiber, die vor aller Welt so fleißig
sind, gerad wie sie in Sachsen beim Spazieren-

gehen stricken. — Sie streiten sich jetzt hier, ob
man an öffentlichen Vergnügungsorten den Hut
aufbehalten oder runterthun soll. Ich mein'
sollt' gar keine Frag sein, daß Jeder machen
wie er will.

Es gehen hier aber auch noch wichtigere Dinge
vor. Du wirst in den Zeitungen gelesen haben,
man spricht davon, daß der König jeden Tag eine
Verfassung geben will, wie sein Vater heilig ver-
sprochen hat. Bruderherz! Ich habe die besten
Menschen gesehen, denen die Augen glänzen, wenn
sie davon sprechen. Ich könnt' Dir viel davon
erzählen, ich weiß aber nicht, ob's geht. Ich hab'
mich aber in die Seel' hinein geschämt, wie mich
mein Westphälinger gefragt hat, ob unsere Ver-
fassung eine freie sei, und was wir für Rechte
haben. Ich hab' sagen müssen, ich weiß es nicht,
und da hab' ich mich recht geschämt. Ich hab'
mir sie aber im Buchladen bestellt, und wenn ich
heim komm', sollst Du mich darin beschlagen fin-
den, wie im Katechismus.

Ich hab' den König auch schon oft gesehen,
er geht immer in Militärkleidern.

Mein Meister ist ein braver, grundgescheiter
Mann und kennt nichts von Stolz. Ich weiß
nicht, woher es kommt, hier werden die Bäcker
gar nicht so dick wie bei uns. Wenn Du meinen
Meister auf der Straß siehst, hältst Du ihn für
einen vornehmen Mann, heißt das, er ist ein vor-
nehmer Mann, weil er ein tüchtiger Bürger ist,
das ist ja das Bornehmste; aber ich mein', Du
hältst ihn für einen Mann mit einem Titel. Das
hat er auch aufzuweisen, denn er ist vom Vor-
stand beim Gesellenverein. Das ist gut, daß ich
darauf zu reden komm'. Es freut mich in der
ganzen Seel', wenn ich an den Gesellenverein
denk. Da lernt man Menschen kennen; Bruder!
Ich sag weiter nichts, als man lernt Menschen
kennen, und das ist genug; das ist das Höchste
und Beste. Wenn ich Dir's nur recht vorstellen
könnt, wie schön und gut das im Gesellenverein
ist. 400—500 Mitglieder, Gesellen, Meister und
auch gelehrte Leut' haben sich da zusammengethan,
um einander brüderlich das Leben schön und gut
zu machen. Man bezahlt monatlich neun Kreuzer,
und dafür hat man Holz und Licht frei und die
Bücher und die Zeitung. In einem großen Saal
trifft man da jeden Abend nach acht Uhr seine
Leute, besonders aber am Montag und Donners-
tag. Da werden zuerst Vorträge gehalten über
alles Nützliche und Schöne, nachdem ein Paar
Lieder gesungen sind, und dann kann man sich
über Alles offen befragen bei den gelehrten Leu-
ten, und dann setzt man sich zusammen und trinkt

ein Glas Bier, singt noch eins oder bespricht sich zutraulich. Ich werde mein Lebtage nicht vergessen, welche durch und durch vergnügte Stunden ich verbracht hab' und was für echte Menschen man kennen lernte. Ich will Dir das nächstemal noch mehr davon schreiben und auch noch über andere Sachen. Ich hab' keinen Platz mehr. Leb' wohl. Dein getreuer Bruder

Anton Händle.

Heinrich I.,

genannt Heinrich der Finkler.

Ein deutscher Kaiser! Wenn man davon spricht, wird es einem Vaterlandsfreunde gar seltsam zu Muthe. Wie groß und stark standen wir damals als Nation da, unter Einem Oberhaupte. Bestanden im Innern auch noch Ungleichheiten, wir hätten sie auch eben gemacht, wie wir noch jetzt daran arbeiten.

Zu den tüchtigsten deutschen Kaisern — denn nicht Alle waren tüchtig — gehörte Heinrich I. Nachdem im Jahre 911 der männliche Stamm Karls des Großen mit Ludwig dem Kinde ausgestorben war, war Konrad von Franken zum König der Deutschen gewählt worden. Es war damals eine trübe Zeit in unserem Vaterlande, das Faustrecht herrschte, das nennt man nämlich so, wenn kein Recht herrscht, sondern der Stärkste Meister wird. Die deutschen Stämme standen einander feindlich gegenüber und wie das immer ist, wenn im Innern Handel sind, die Feinde von Außen machten sich das zu Nutzen und brachen bald da, bald dort ein. Der König Konrad gerieth bald in Streit mit dem jungen Herzoge Heinrich von Sachsen wegen des Besitzes von Thüringen. Heinrich besiegte Eberhard, den Bruder des Königs im offenen Felde. Nun zog ihm Konrad selber entgegen, es kam aber nicht zur Schlacht. Auch hatte sich Konrad fortan gegen die Feinde von Außen, gegen die Magyaren und Slaven zu wehren.

Am 23. September 918 starb Konrad, er hatte aber noch vorher empfohlen, daß man seinen vormaligen Feind, den Herzog Heinrich, zum König wähle. Dieß geschah auch zu Friblar. Als man Heinrich die höchsten Abzeichen der Reichsmacht überbrachte, soll er gerade damit beschäftigt gewesen sein, am Vogelheerde Finken einzufangen; daher erhielt er den Namen Heinrich der Finkler. Er hatte bereits Kriegeruhm erworben durch einen Sieg über die Daleminger, war ein schlichter, kernhafter Mann, fern von allem Hochmuth

und aller Herrschsucht; darum genoß er die Liebe seiner Sachsen, die durch gute Rechte und frischen Muth stark nach Innen und nach Außen hoch angesehen waren. Als nun Heinrich zum Kaiser erwählt war, wollte ihn Heriger, Erzbischof von Mainz, salben. Heinrich aber lehnte es bescheiden und klug ab; es genügte ihm, gewählt zu sein.

Heinrich war 27 Jahre alt, als er zum Könige gewählt wurde. Eine unruhige Regierung war ihm beschieden.

Es ist Dir wohl auch schon vorgekommen, daß Du Tage und Wochen lang zu keiner behaglichen Ruhe gekommen bist. Kaum wolltest Du Dich niederlassen, wurdest Du da und dorthin abgerufen, mußtest abwehren und helfen. Solche Tage und Wochen sind im Leben einer Nation ein Menschenalter, ein Jahrhundert lang und noch mehr. Heinrich's Regierung war ein solcher unruhiger Tag.

Zuerst stellte er die Einigkeit im Reiche wieder her, indem er ohne Blutvergießen Burkhart, Herzog von Schwaben, und Arnulf, Herzog von Baiern, die seine Wahl nicht anerkennen wollten, durch die persönliche Macht seines Geistes zum Gehorsam brachte. Er vereinigte Lothringen wieder mit dem Reiche und in dem neunjährigen Frieden, den er mit den Ungarn nach Gefangennahme ihres Königs geschlossen hatte, machte er das deutsche Volk wieder im wahren Sinne wehrhaft, indem er den alten Heerbann wieder herstellte und die Pflicht und das Recht des freien Mannes, Waffen zu tragen, aufs Neue festsetzte. Vor Allem aber hob er das Bürgertum, er war dessen eigentlicher Begründer, indem er die Gerechtsame und die Kraft des Städtewesens ordnete und sicherte. Bald bewährte sich auch die in den neuen Kriegen gegen die Slaven und gegen die Ungarn; denn immer von Neuem mußte Heinrich ihnen abwehren, die Grenzen und die Macht des Reiches festsetzen.

Am 2. Juli des Jahres 936 starb Heinrich. Schön sind die Worte, die ein lebender deutscher Dichter — Julius Moser — in dem Schauspiel Heinrich der Finkler, dem sterbenden Könige den Mund legt. Sie sind doppelt schön, weil für Heinrich's und für alle Zeiten wahr sind und von allen Deutschen beherzigt werden sollten:

Bewahrt die Eintracht, wollt ihr sicher sein:
Bewahrt die Freiheit, und ihr habt das Glück!
Denn mit der Zwietracht kehrt das Elend ein;
Und Schmach und Knechtschaft kommen hinterdrein.
Doch der das Weltall trägt in seinen Händen,
Wird das, was er begonnen, auch vollenden!

Ueber die Einrichtung des Julianischen und Gregorianischen Kalenders.

Das Kalendermachen ist kein Geheimniß und keine besondere Kunst mehr, wie es wohl in alten grauen Zeiten gewesen sein mag. Jetzt kann's Jeder, der gut rechnen kann. Darum will's auch gar nicht mehr passen, daß in vielen deutschen Ländern (Baden ausgenommen) das Kalendermachen ein Privilegium ist; und wer's doch treibt, eine Stempelabgabe entrichten muß. Es geht aber damit, wie mit vielen anderen Dingen, die auch nicht mehr passen, und doch noch vorhanden sind. Von den großen Büchern, die bloß die Leute kaufen können, die viel Geld haben, braucht man bis heute keine besondere Steuer zahlen; von dem einzigen Neujahrskuchen der gemeinen und Mittelleute aber schneidet sich der Staat ein gut Stück ab. Der Kalender hat eine besondere Abgabe. * Warum? Das Fragewort wird wahrscheinlich noch gelten bis über's Jahr. — Der Nachbar hat sich's diesmal aus-erlesen, ein Geheimniß aufzudecken, das weit her ist; darum zieht sich jetzt der Gevatteremann zurück und läßt den Nachbar allein reden.

Gewiß haben die meisten Leser des Gevatteremanns die Namen Julianischer und Gregorianischer Kalender schon öfter gehört. Vielleicht hat gar Einer oder der Andere von seinen Bekannten in Griechenland oder Rußland Briefe mit zwiefachem Monatstag (Datum) erhalten, z. B. Athen den 4 März 1830; oder Petersburg ^{31. Decbr. 1830.} ^{12. Januar 1831.} Er weiß auch wahrscheinlich, daß die Ziffern über dem Querstrich den Monatstag bedeuten, der in Athen oder Petersburg, die unter dem Strich aber denjenigen, der gleichzeitig bei uns gezählt wird. Ist es nicht auffallend, daß wir in der Zeitrechnung gegen diese Völker um zwölf Tage voran sind? Wird dieser Unterschied immer so bleiben? wird er sich mit der Zeit ausgleichen oder gar vergrößern? — Die Antworten auf diese Fragen will nun der Nachbar des Gevattermanns dem Wißbegierigen, der noch keine Gelegenheit zu ihrer Auflösung gefunden hat, hier mittheilen. Aus der Einleitung vom Jahr 1845 weiß der geneigte Leser, daß die Anordnung unserer Zeitbücher (Kalender) größtentheils von den Römern herkommt. Ebenso ist ihm bekannt, daß dieselben ihren Aberglauben an den Einfluß der Planeten in den Kalender übertrugen, weil sie nicht nur das Schicksal des Staates, sondern auch das jedes einzelnen Menschen davon abhängig glaubten. Die Anordnung des Kalenders war daher bei den heidnischen Römern eine Religions-Angelegenheit. Nur der Oberpriester zu Rom durfte denselben einrichten oder an demselben Verbesserungen vorschreiben. Man schente aber dieses schwierige Geschäft, deswegen wurden selten zweckmäßige Veränderungen vorgenommen. Daher kam es, daß im letzten Jahrhundert, vor der Geburt des Erlösers, im

Römischen Kalenderwesen eine sehr große Verwirrung eingetreten war. Diese hatte, wie sich Jeder leicht denken kann, nachtheilige Folgen auf den Gang der Staatsgeschäfte und auf die gewöhnlichen Lebensverhältnisse. Der damalige Oberpriester, Julius Cäsar, der auch zugleich ein ausgezeichnete Feldherr und Staatsmann war, veranlaßte daher um das Jahr 46 v. Ch. Geburt eine Verbesserung des bisherigen Kalenders. Durch einen geschickten Mathematiker (Sosigenes aus Alexandrien in Aegypten) ließ er auf's Neue berechnen, wie lang das Sonnenjahr dauere. Dieser brachte heraus, daß die Sonne, die man damals noch für einen Wandelstern oder Planeten hielt, genau 365 Tage und 6 Stunden brauche, um ihren Jahreslauf an den Fixsternen hin einmal zu vollenden. Da aber diese 6 Stunden unbequem zu rechnen waren, weil das Jahr mit einem Viertelstag geschlossen hätte, so ließ man sie im Kalender 3 Jahre nach einander aus; erst im vierten Jahr wurde ein Tag (24 Stunden) eingeschalten. Der eingeschobene Tag hieß Schalttag, und das Jahr, das nun 366 Tage enthielt, Schaltjahr. Bei den Römern war der März der erste und der Februar der letzte Monat. Nach dem 23. Februar wurde der Schalttag eingeschalten. Der neu eingerichtete Kalender erhielt nun seinen Namen nicht nach seinem Verfertiger, sondern er hieß der Julianische, und der fünfte Monat des Jahres erhielt zum Andenken an Cäsar den Namen Julius. Der sechste Monat wurde (aber erst um die Zeit vor Christi Geburt) dem ersten römischen Kaiser zu Ehren, Augustus genannt.

Wäre die Berechnung des Sosigenes richtig

mit dem Sonnen-
jahr reinstimmen müssen.
Es war nicht der Fall, denn nach einer Zeit
von hundert Jahren zeigte sich schon wieder eine
kleine Abweichung. Da man aber auch
nachdem die Christen diesen Kalender angenommen
hatten, keine neue Berechnungen vornahm, so wurde
diese Abweichung immer größer. In der Mitte
des sechzehnten Jahrhunderts betrug der anfangs
Fehler schon 10 Tage. Die Frühlings-
tag- und Nachtgleiche, welche im Kalender auf
den 21. März angezeigt war, traf schon auf den
11. März ein. Wenn daher nicht wieder große
Verwirrungen entstehen sollten, so mußte abermals
eine Verbesserung des Kalenders vorgenommen
werden. Eine solche konnte, nach damaligem Glauben,
nur von der Kirche ausgehen. Deshalb beauftragte die
Kirchenversammlung von Trident im Jahr 1563 den
damaligen Papst Gregor XIII. mit diesem schwierigen
Geschäft. Er war so glücklich, durch den Mathematiker
Vilius, einen Italiener, die neue Berechnung nach 19
Jahren (1582) zu Stande zu bringen.

Nach seinen Beobachtungen und Berechnungen
dauert das Sonnenjahr nur 365 Tage 5 Stunden
48 Minuten 45 Sekunden; d. h. die Erde braucht
so viel Zeit, um einmal um die Sonne herum zu
fliegen (Erdenjahr). Demnach hatte Sosigenes im
Julianischen Kalender das Jahr um 11 Minuten
51 Sekunden zu groß berechnet; dieser kleine Fehler
bewirkte nach 16 Jahrhunderten den eben ange-
gebenen Unterschied von 10 Tagen.

Der neue Kalender wurde nun nach Vilius
Angabe eingerichtet; erhielt aber den Namen
Gregorianischer Kalender. Die Verbesserungen
desselben bestehen in Folgendem: Im Ok-
tober 1582 zählte man nach dem 4. den 15.;
auf diese Weise fiel Frühlingsanfang im nächsten
Jahr (1583) wieder auf den 31. März. Um
aber auch für die Folge eine Abweichung des bür-
gerlichen Jahres von dem eigentlichen Sonnenjahr
zu verhüten, und den Frühlingsanfang so viel
möglich auf den 21. März zu erhalten,
wurde verordnet:

- 1) Drei Jahre sind gemeine Jahre von
365 Tagen, das vierte ist ein Schalt-
jahr von 366 Tagen.

So hatte es Julius Cäsar eingerichtet.

- 2) Das Schlussjahr eines jeden von drei
Jahrhunderten ist ein gemeines Jahr;
das Schlussjahr des vierten Jahr-
hunderts aber ist ein Schaltjahr.

So war 1600 ein Schaltjahr, 1700, 1800, 1900
sind keine. Nach Julius Cäsars Anordnung
war das Schlussjahr eines jeden Jahr-
hunderts ein Schaltjahr.

Man behielt daher die Julianische Einschaltungs-
regel bei, und suchte den Fehler derselben durch
Ausführung der zweiten Regel wieder gut zu
machen. Nach dieser Regel werden in 400 Jahren
eingeschaltet:

Im ersten Jahrhundert	24 Tage.
Im zweiten	24 "
Im dritten	24 "
Im vierten	25 "
Zusammen	97 Tage.

Der Julianische Kalender schaltet in jedem
Jahrhundert 25 Tage, also in vier Jahrhunderten
100 Tage ein. Er zählt demnach in vierhundert
Jahren beiläufig drei Tage zu viel, und diese
werden nun im Gregorianischen ausgelassen. Ob-
wohl auch diese Einrichtung noch nicht ganz genau
genannt werden kann, so entsteht doch erst nach
einigen tausend Jahren ein Fehler von einem
Tag. Wer über das Gesagte nachdenkt, wird er-
kennen: wie gleichmäßig und unabänderlich die
Gefetze sind, welche der Schöpfer den Weltkörpern
bei ihren Bewegungen vorgeschrieben hat; er wird
aber auch weiter finden, wie unvollkommen alle
Einrichtungen der Menschen gegen dieselben sind.
Welch tröstliche Zuversicht erweckt dieser Gedanke
bei dem Menschen, dem es vergönnt ist, diese
Gesetzmäßigkeit mit staunender Bewunderung zu
erkennen und den Schöpfer und Regierer der Wel-
ten auch als den Vater seiner Schicksale an-
zubeten! — — — — —

Der verbesserte (Gregorianische) Kalender wurde
im Jahr 1582 vor allen abendländischen Katho-
liken, später auch von den Protestanten angenom-
men. Die morgenländischen oder griechischen Ka-
tholiken, zu denen die Griechen und Russen ge-
hören, behielten den Julianischen bei. Der Unter-
schied zwischen beiden Kalendern ging im Jahr
1700 auf 11 Tage, im Jahr 1800 auf 12 Tage
über. Im Jahre 1900 wird der neue Kalender
das Jahr 13 Tage früher anfangen, als der alte.
Im Jahr 2000 bleibt dieser Unterschied. Wie es
sich nach dem Jahr 2000 verhält, das wird sich
jezt Jeder selbst klar machen können.

Wenn nun obige drei Fragen zur Zufrieden-
heit des Lesers beantwortet sind, so freut sich der
Gevattermann und sein Nachbar darüber; und
beide hoffen, so Gott will, im nächsten Jahre ihre
Belehrungen fortsetzen zu können.

1900
dnung
a hr =

ungs-
durch
ut zu
ahren

Tage.

"
"
"

Tage.

edem
erten
ndert
diese
Ob-
enau
nach
nem
er-
die
pern
wird
alle
find.
ante
diese
zu
Wes-
an-

urde
atho-
nom-
Ra-
ge-
nter-
Zahr
Tage
nder
alte.
e es
sich

ben-
der
und
ihre



vo
fle
na
ha
di
de

ta
de
11
21
ein
we
be
be
im
mi
lie
lie
zu

da
48
fo
fi
St
51
be
ge

Al
G
ru
to
an
S
at
ge
zu
m
w

42 17412 7 031

BLB Karlsruhe

HERBOLD, WILHELM
Inhaber-Lese-Krug
St. Leonardsstraße 1
7500 KARLSRUHE 1
Tel. 07 21 / 111 105

